

# Wolfgang Amadeus Mozart.

Son

J. Stieler.

Original-Zeichnungen von C. Dffterdinger.



Mozart! Wem klingt bei diesem Namen nicht eine Fülle von Melodien durch die Seele, von den heitersten Weisen, bis zu den erhabensten Harmonien, die unser Innerstes erschüttern. —

Mehr denn hundert Jahre sind verfloßen, seit der Wunderknabe ganz Europa mit Staunen und Bewunderung erfüllte, und noch sind die Werke des unsterblichen Meisters unübertroffen an Schönheit, Frische, und Manigfaltigkeit.

Mozart erblickte das Licht der Welt in der alten Festungsstadt Salzburg, welche damals noch zu Churbaiern gehörte. Eine Marmortafel mit der Inschrift: „In diesem Hause wurde Wolfgang Amadeus Mozart am 27. Januar 1756 geboren“ — bezeichnet die Stätte.

Im dritten Stockwerke dieses Hauses, welches damals dem Kaufmann Johann Lorenz Hagenauer gehörte, und statt der verherrlichenden Marmortafel, die es jetzt schmückt, nur diesen Namen in großen Lettern trug, wohnte der fürstbischöfliche Kapellmeister Leopold Mozart mit seiner Familie.

Herr Leopold war eine in ganz Salzburg bekannte und hochgeachtete Persönlichkeit.

Er war ein einfacher, ernster, besonnener Mann, streng rechtlich, arbeitsam, von praktischem, klarem Verstande und einer nahezu pedantischen Ordnungsliebe, dabei aber nicht minder ein angenehmer, witziger Gesellschafter, und wegen seiner musikalischen Talente überall doppelt willkommen. Von seiner

für jene Zeit und Verhältnisse ganz außergewöhnlichen allgemeinen Bildung, so wie für seine wahre, schlichte Frömmigkeit gibt sein Briefwechsel mit dem edlen Dichter Gellert ein sprechendes Zeugniß.

Der wesentliche Einfluß, den dieser Vater sowohl auf die moralische als künstlerische Ausbildung seines berühmten Sohnes ausgeübt, macht es uns zur Pflicht, einige Augenblicke bei ihm zu verweilen.

Der Sohn eines unbemittelten Buchbinders in Augsburg, hatte Leopold (geboren 1719) in Salzburg Jurisprudenz studirt, daneben aber mit Leidenschaft Musik betrieben und es darin bald so weit gebracht, daß er beschloß, sich ganz der geliebten Kunst zu widmen. Er spielte ausgezeichnet Violine, komponirte mehrere Concerte und Kirchen-Musiken, und verfaßte eine Violinschule, welche gleich nach ihrem Erscheinen in drei Sprachen, ins Englische, Französische und Holländische, übersetzt wurde. Die bedeutendsten Musiker erklärten dieselbe als das Beste in diesem Fache, und die musikalische Akademie in London ernannte den Verfasser wegen der Verdienste, die er sich durch dieses Werk um die Tonkunst erworben, zu ihrem Ehrenmitgliede.

Im Jahr 1743 trat Leopold Mozart als Concert-Meister in die Dienste des Fürstbischofs von Salzburg, dessen Kapelle damals eine Anzahl ausgezeichnete Musiker vereinigte, ungeachtet der so sehr geringen Besoldungen. Die Aussicht auf Versorgung der Wittwen und die Billigkeit aller Lebensbedürfnisse zog sie an und hielt sie fest.

Von sieben Kindern waren dem Mozartschen Ehepaar nur zwei am Leben geblieben, das jüngste, der kleine Wolfgang, und seine vier Jahre ältere Schwester Anna Maria, von den Eltern und Freunden, wie es dort üblich war, Nannerl genannt.

Frühe schon zeigten die Kinder Sinn und Anlage für Musik. Da aber, selbst bei der größten Sparsamkeit, eine Besoldung von 400 fl. für den Unterhalt einer ganzen Familie nicht ausreichte, sah sich Vater Mozart genöthigt, jede freie Stunde, die er von seinem Dienste erübrigen konnte, durch Unterricht geben oder komponiren zu verwerthen. So blieb ihm denn wenig Zeit für seine Familie, und nur auf dringendes Bitten seines Töchterchens begann er ihr hie und da, in einer Abendstunde, Klavier-Unterricht zu geben.

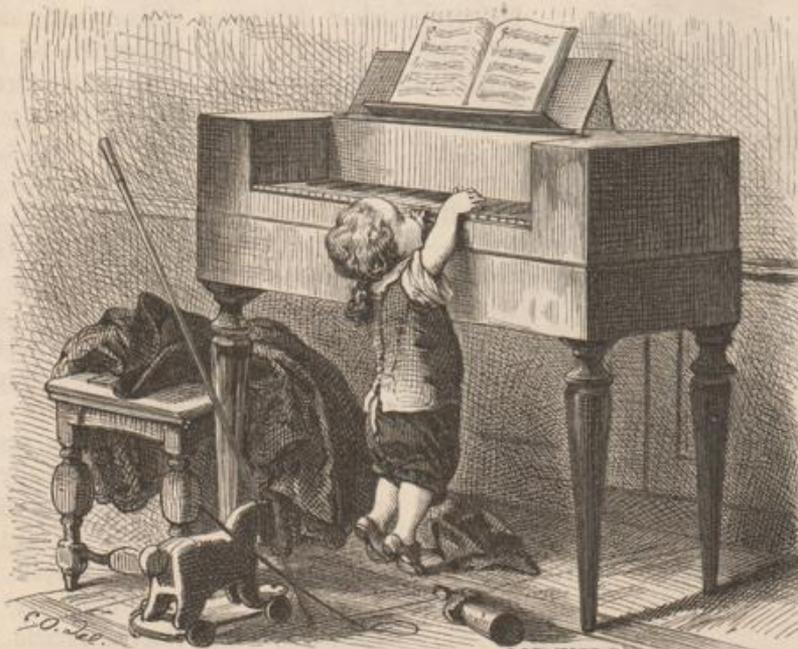
So oft der Vater zu diesem Zweck das Instrument öffnete, legte der kleine, dreijährige Wolfgang seine Spielsachen weg, stellte sich, die Händchen auf dem Rücken, neben der Schwester ans Klavier und blieb stehen, bis die Stunde zu Ende war, wo er jedesmal bittend des Vaters Hand ergriff: „Papa, ich auch.“ — „Ja, du auch,“ erwiderte der Vater, „aber erst mußt du noch ein gutes Stück wachsen, damit du wenigstens mit der Nase bis ans Klavier reichst.“ Dem kleinen Wolfgang erschien dieß jedoch durchaus nicht so unbedingt nothwendig. So oft er das Klavier offen fand, tippte er mit den Fingern vorsichtig darauf, und war hocherfreut, wenn er eine Terz oder gar einen Dreiklang gegriffen hatte. Bei jeder Dissonanz dagegen suchte er, wie von einer schmerzhaften Berührung, förmlich zusammen.

Zur großen Freude des Vaters machte Anna Maria ungewöhnliche Fortschritte. Als sie eines Abends ein kleines Übungs-Stückchen rein und fehlerlos gespielt hatte und der Vater sie deshalb belobte, rief Wolfgang, der mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte: „Papa, das kann ich auch.“ — „Ja natürlich, das kannst du auch,“ antwortete lachend der Vater, und setzte sich in seinen Lehnstuhl, um die Zeitung zu lesen. Mutter und Tochter spannen, nach der Sitte jener Zeit. Unbemerkt von Allen kletterte Wolfgang auf den Stuhl am Klavier, suchte sich ganz leise die Töne zusammen, und rief dann triumphirend: „Hörst Du, lieber Papa, daß ich es wirklich kann?“

Zu der Eltern höchstem Erstaunen spielte der Kleine das Stückchen mit Ausdruck und Präcision, keine Note fehlte. Dem Vater traten die Thränen in die Augen; er nahm den Knaben auf den Arm, küßte ihn und rief: „Ja Wolferl, ja, du wirst einmal ein tüchtiger Musiker.“ — Jeden Abend, vor dem Schlafengehn, pflegte der Vater seinem

Söhnchen selbst das kurze Nacht-Gebetlein vorzusprechen und ihn dann, wenn er in seinem Bettchen lag, zu segnen. Heute geschah dieß wohl mit besondrer Weihe. Lange nachdem der Kleine schon eingeschlafen war, stand er noch an dessen Lager. Es war ihm klar, daß diesem Kinde eine ganz außergewöhnliche Begabung innewohnte, und er fühlte, welche große Aufgabe ihm als Vater daraus erwachsen würde.

Er betete um Gottes Segen, auf daß dieses Gnadengeschenk seinem Kinde auch zum Heile gereichen und es daselbe nie mißbrauchen möge.



Von nun an durfte Wolfgang so viel Zeit am Klavier zubringen, als er wollte. Der Vater begann sogar, gleichsam spielend, ihn einige kleine Stücke zu lehren. Es existiren deren noch zehn oder zwölf, welche der Knabe, noch ehe er das vierte Lebensjahr erreichte, einstudirt hatte. Für die kürzeren ge-

nügte ihm eine halbe Stunde, für die längeren höchstens eine Stunde, wonach er sie dann mit größter Präcision und vollkommen im Takt vortrug. Bald aber begann er selbst kleine Stücke zu komponiren, die er dem Vater vorspielte, der sie aufschrieb. Sie füllen ein ganzes, dickes Buch.

Von dieser Zeit an war eine merkwürdige Veränderung mit dem sonst so lebhaften, unruhigen Knaben vorgegangen. Er, der oft Essen und Trinken über seinen Spielen und Späßen vergessen, ließ nun Tage lang seine Spielsachen unberührt. Er saß mehrere Stunden des Tages am Klavier, wo ihn Niemand stören durfte, und selbst seine Spiele mußten mit Musik verbunden sein. Sollte etwas von einem Zimmer ins andre gebracht werden, so mußte jedesmal ein Marsch dazu gesungen oder auf seiner kleinen Geige gespielt werden, die er zu seinem vierten Geburtstag zum Geschenk erhalten hatte. Mit fünf Jahren spielte er Alles, was er hörte,

selbst die schwierigsten Solostellen aus den Violinconcerten seines Vaters aus dem Gedächtniß richtig auf dem Klavier. Aber auch alles Uebrige lernte er leicht und gern.

Besondre Anlage und Vorliebe zeigte er fürs Rechnen. Oft fand die Mutter, nicht gerade zu ihrem Vergnügen, Fußboden, Tisch und Stühle mit Zahlen von weißer Kreide beschrieben. In all seinem Thun und Treiben aber gab sich sein weiches, liebevolles Gemüth kund. Mitten im Spielen oder Lernen konnte er, wohl zwanzigmal des Tages, Eltern, Schwester und Freunde fragen: „Hast du mich lieb?“ Es war dieß eine Eigenthümlichkeit, die er bis zu seinem ersten Lebensjahre beibehielt. Sagte dann Jemand scherzweise „„Nein““, so fing er an zu weinen. Auch führen alle seine Zeitgenossen und Biographen es als charakteristisch an, daß Wolfgang niemals eine körperliche Züchtigung von seinem Vater erfahren habe, was bei der strengen Erziehungsweise jener Zeit um so bezeichnender ist.

Noch hatte der Vater den fünfjährigen Knaben, dessen Riesenschritte ihm bei aller Freude doch bisweilen auch Sorge um seine Erhaltung bereiteten, nichts von den Regeln der Komposition gelehrt. Eines Tages, als er mit seinem Freund und Kollegen, dem Hofmusiker Schachtner, vom Kirchendienste heimkehrte, trafen sie Wolfgang auf einem Stuhl vor des Vaters Schreibtisch, die Feder in der Hand, über und über mit Tinte beschmiert.

„Ja was machst du denn hier?“ fragte höchst überrascht der Vater.

„„Ein Concert für's Klavier; der erste Theil ist schon bald fertig.““

„Das muß was Hübsches sein, laß sehen.“

„„Ach nein Papa, es ist ja noch nicht fertig.““

Der Vater nahm das Blatt. Das Geschriebene war kaum zu lesen. Der Kleine hatte jedesmal die Feder bis auf den Grund des Tintenfaßes getaucht, und so kamen Kleckse über Kleckse, die er dann mit der flachen Hand auswischte und auf den verwischten Stellen immer wieder fortschrieb.

Schachtner, der eine besondre Zärtlichkeit für den genialen Knaben hegte, nahm ihn auf den Arm und trug ihn vor den Spiegel, in welchem dieser sich halb lachend halb weinend besah. Der Vater betrachtete eine Weile das beschmierte Blatt, dann reichte er es pföghlich freudestrahlend dem Freunde. „Sehen Sie, Schachtner, wie das alles richtig und nach Regeln gesetzt ist. Nur“ — fuhr er fort — „ist es nicht brauchbar, weil es so schwer ist, daß Niemand es spielen kann.“

„„Ei, darum ist es auch ein Concert, das man

einstudiren muß,““ erwiderte ernsthaft der kleine Komponist, und setzte sich ans Klavier.

„„Sehen Sie, das geht so.““ Die übermäßig schwierigen Stellen glückten ihm allerdings auch nicht; aber er vermochte doch seinen Zuhörern klar zu machen, wie er sich das Ganze gedacht. Uebrigens war das Concert mit Trompeten und Pauken und allem, was sich blasen und geigen läßt, gesetzt, wie Schachtner erzählt.

Vater Mozart hielt es nun für seine Pflicht, der musikalischen Ausbildung seiner Kinder mehr Zeit zu widmen, und gab deshalb seine Lehrstunden in der Stadt auf, wie empfindlich dieser Ausfall ihm bei seiner geringen Einnahme auch wurde.

Der Erfolg lohnte sein Opfer. Noch ehe ein Jahr verfloßen war, hatten die Geschwister eine solche Fertigkeit erlangt, daß der Vater beschloß, eine Kunstreise mit ihnen zu unternehmen.

Er wandte sich vorerst nach München, wo die Familie am 12. Januar 1762 anlangte, also noch ehe Wolfgang sein sechstes Lebensjahr vollendet hatte. Die jugendlichen Virtuosen erregten während ihres dreiwöchentlichen Aufenthaltes in München großes Aufsehen. Musikalische Wunderkinder waren damals etwas ganz Außerordentliches; seit Händel hatte man von keinem gehört, in München nie eines gesehen.

Sie spielten oft am Hofe des Kurfürsten Maximilian III., der selbst ein großer Musikfreund war und mehrere Instrumente, besonders das Violoncell, mit großer Fertigkeit spielte. Es wurde deshalb bei Hofe viel musiziert und in den höheren, demselben näher stehenden Kreisen die Tonkunst ernstlich betrieben. Der Kurfürst sowohl als seine Gemahlin, eine sächsische Prinzessin, interessirten sich lebhaft für die talentvollen Kinder, und forderten den Vater beim Abschiede auf, bald wieder mit denselben München zu besuchen, wo sie an ihnen alte Freunde finden würden.

Reich beschenkt, mit Lob überhäuft, lehrten sie nach Salzburg zurück.

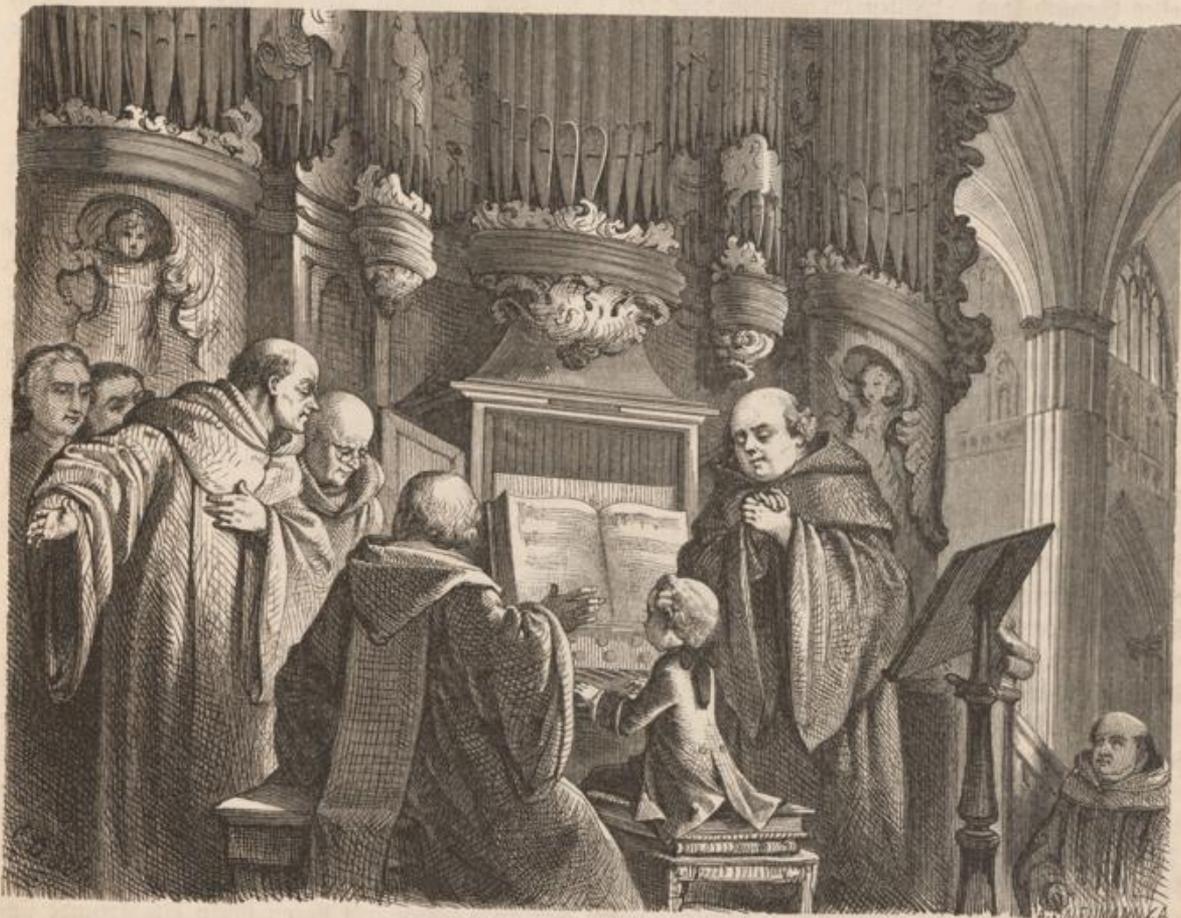
Dieser alle ihre Erwartungen übertreffende Erfolg war ein mächtiger Sporn für das Geschwisterpaar, sich mehr und mehr in ihrer Kunst auszubilden. Mit rastlosem Eifer studirten und arbeiteten sie früh und spät; denn der kluge Vater war fortan darauf bedacht, daß über ihren musikalischen Studien nicht ihre allgemeine Bildung vernachlässigt werde. Noch ehe ein Jahr verging, hatten sie so bedeutende Fortschritte gemacht, daß er glaubte, nun eine größere Reise mit ihnen unternehmen zu können.

Am 19. September desselben Jahres trat die Familie die Reise nach Wien an.

Es war dieß zu jener Zeit ein größeres Unternehmen, als man heutzutage es sich vorzustellen vermag, wo Dampfkraft und Schienenwege alle Entfernungen gleichsam aufgehoben haben. In einer schwerfälligen Mieth-Kutsche bewegte man sich langsam auf den verwahrlosten Straßen dahin. Erst am zweiten Tage langten unsere Reisenden spät

suchte sich Wolfgang zum ersten Mal auf der Orgel in der Franciskanerkirche und spielte so schön, daß die patres Franciskaner, welche eben beim Mittagmahle saßen, samt ihren Gästen in die Kirche eilten und sich vor Staunen gar nicht fassen konnten, als sie den sechsjährigen Orgelspieler erblickten.

Von der Weiterreise berichtet der Vater an seinen Freund Hagenauer: „Auf der Schanzelmauth wurden wir ganz geschwind abgefertigt, und von der



Abends in Passau an, wo sie drei Tage blieben, weil Wolfgang vor dem dortigen Fürstbischof spielen mußte. Von da ging man zu Schiffe nach Linz. Um die Reisekosten zu decken, wurde ein Concert veranstaltet, in welchem die Kinder musicirten.

Einige adelige Herrn und Damen aus Wien, darunter die Grafen Palsy, welche zufällig in Linz anwesend waren und sie hörten, waren so überrascht und entzückt, daß sie versprachen, schon im Voraus ihren Ruhm in Wien zu verkünden, und sie aufforderten, bei ihrer Ankunft daselbst sie gleich aufzusuchen. In dem kleinen Städtchen Ips, wo die Reisenden drei Stunden verweilen mußten, ver-

großen Mauth, d. h. dem Zollamte, ganz dispensirt. Das hatten wir aber nur unsrem Herrn Wolfert zu danken. Denn er machte sogleich Vertraulichkeit mit dem Mauthner, zeigte ihm das Klavier, spielte ihm einige Stücke auf dem Geigerl vor, so daß bald Alles um uns herum stand und lachte, den Buben ansteunte und ihm schön that.“

Am 9. October langte die Familie endlich am Ziel ihrer Reise, in der prächtigen Kaiserstadt an, wohin ihr Ruf bereits gedrungen, und wo man sie mit Neugierde und Interesse erwartete. Kaum war ihre Ankunft bekannt geworden, als sie, ohne erst darum nachzusuchen, eine Einladung an das Hof-

lager nach Schönbrunn erhielten. Sie wurden in einem Hofwagen abgeholt und in das Musikzimmer der Kaiserin eingeführt, wo sie die ganze kaiserliche Familie versammelt trafen. Unterwegs ermahnte der Vater die Kinder nicht ängstlich zu sein. „Angst habe ich gar nicht,“ erwiderte Wolfgang, „aber wenn nur Jemand da ist, der etwas vom Klavierspielen versteht.“ Die Kaiserin empfing die Familie so überaus gnädig und liebevoll, daß der Vater schreibt: „Wenn ich das alles schriebe, würde man meinen Bericht für eine Fabel halten.“

Die Geschwister spielten erst eine vierhändige Sonate, dann sollte Wolfgang allein spielen. Der Kaiser selbst hob ihn auf den Stuhl und setzte sich hinter ihn.

„Wo ist denn Herr Wagenfeil?“ fragte der Kleine. „Was willst du denn von Herrn Wagenfeil?“ — „Ich möchte, daß er da wäre, weil ich gewiß weiß, der versteht.“ Der Kaiser rief nun Wagenfeil herbei, welcher Lehrer der kaiserlichen Kinder und eigens eingeladen war, die kleinen Virtuosen zu hören. „Das freut mich, daß Sie da sind,“ sagte Wolfgang, dem Herantretenden die Hand reichend; „ich spiele jetzt ein Concert von Ihnen, und möchte, daß Sie mir umblättern.“

Das Spiel des sechsjährigen Knaben übertraf weit jede Erwartung. Ein Sturm von Beifall brach los. Der Kaiser führte den „kleinen Wundermann“ zu seiner Gemahlin, und beide unterhielten sich nun eingehend mit ihm. Wolfgang beantwortete alle an ihn gestellten Fragen so unbefangen und treffend, daß die Kaiserin mit sichtbarem Wohlgefallen sagte: „Ei du kleiner Mensch, du weißt ja schon recht viel, von wem hast du denn das alles gelernt?“

„Alles von meinem lieben Papa.“

„Da hast du wohl auch deinen guten Papa recht lieb, und bist ein recht folgsames, braves Kind?“

„Ja! — nach dem lieben Gott kommt gleich der Papa,“ erwiderte der Kleine mit einem Blick auf seinen Vater. Maria Theresia, selbst eine so zärtliche Mutter, war gerührt von diesem kindlichen Ausdruck, und küßte den Kleinen auf die Stirne. In demselben Augenblick aber sprang Wolfgang auf ihren Schooß, schlang die Arme um ihren Hals und küßte sie herzlich auf beide Wangen, indem er sagte: „Auch dich, Frau Kaiserin, habe ich recht sehr lieb, weil du gar so gut und freundlich mit uns bist.“

„Aber Wolfgang!“ rief der Vater, starr vor Schrecken; aber die Kaiserin nickte ihm freundlich zu. „Beruhigt Euch,“ sagte sie, „und laßt mir den Buben

gewähren; was vom Herzen kommt, das geht zum Herzen.“

Wolfgang mußte nun wieder spielen, abwechselnd allein und mit seiner Schwester.

„Wir waren gestern von 3 bis nach 6 Uhr dort,“ berichtet der Vater; „heute schickte die Kaiserin durch den Zahlmeister, der in Gala bei uns angefahren kam, zwei kostbare Kleider, eines für den Buben und eins für das Mädel, und hundert Dukaten in Gold. Er sagte, daß die Majestäten die Kinder noch öfter zu hören wünschten, und lud uns gleich für den folgenden Tag wieder ein.“

Wolferls Kleid ist vom feinsten Tuch, lilafarben; die Weste von Moiré gleicher Farbe, Rock und Kamisol mit doppelten breiten Goldborten. Es war für den Erzherzog Maximilian gemacht. Der Rannerl ihr Kleid war das Hofkleid einer Erzherzogin; es ist weißbrochirter Taffet, mit allerhand Garnirungen.“

Bald war ganz Wien erfüllt von dem Rufe der beiden Wunderkinder; man wetteiferte, wer sie zuerst, wer sie am meisten bei sich sehen könnte. In jedem Concert, in jeder größeren Gesellschaft sollten sie spielen, 10—12 Tage vorher lud man sie ein, und obgleich sie an manchem Tage in drei oder vier verschiedenen vornehmen Kreisen spielten, konnten sie doch nicht allen Anforderungen genügen. „Wir steigen von einem Pracht-Wagen in den andern, da uns jedesmal die Herrschaften, wo wir geladen sind, abholen und heimfahren lassen,“ schreibt der Vater. Wolfgang's kindlich originelles Wesen erhöhte noch das Interesse für den kleinen Künstler. Vor Allen aber war es der Kaiser, der eine große Vorliebe für den genialen Knaben hegte. Er unterhielt sich oft mit ihm, stellte ihm neckend verschiedene schwierige Aufgaben und freute sich herzlich, wenn derselbe jede Probe bestand, ihn dann lachend mit den großen Augen anblickte und ihn ganz treuherzig versicherte: für ihn spiele er sehr gern, weil er nun wisse, daß er etwas von Musik verstehe.

Eines Tages befahl die Kaiserin ihren beiden jüngsten Töchterchen, Wolfgang zur Unterhaltung in den anstoßenden Gemächern umherzuführen und ihm Einiges, wie die Vögel und dergl., zu zeigen. Wolfgang glitt aus und fiel. Die ältere Prinzessin lachte, die jüngere half ihm liebevoll wieder aufstehen, indem sie fragte, ob er sich nicht weh gethan. „Sie sind sehr gut, ich will Sie heirathen, wenn ich groß bin“, sagte Wolfgang. Die kleine Prinzessin berichtete pflichttreu ihrer Mutter den Antrag, und als diese lachend den Kleinen fragte, wie er auf diesen Gedanken käme, antwortete er sehr ernsthaft: „Aus

Dankbarkeit. Die Prinzessin war sehr gütig gegen mich, während ihre Schwester mich ausgelacht hat.“ Die freundliche kleine Prinzessin war Marie Antoinette, die nachmalige so beklagenswerthe Königin von Frankreich.

Mitten in diesen glückverheißenden Tagen erkrankte Wolfgang am Scharlach, und die Familie war nun vier Wochen völlig abgeschlossen. Ein empfindlicher Verlust für den Vater, da er deswegen diese Zeit seines Urlaubes nutzlos hinbringen mußte. „Ich dacht es wohl,“ schreibt er, daß wir diese vierzehn Tage gar zu glücklich waren; es ist mir dieß ein großer Schaden. Vier Wochen in dem theuren Wien ohne Einnahme! Aber ich will nicht murren; mein Kind ist gerettet, Gott sei tausend Dank!“

Die Theilnahme war allgemein. Der Kaiser schickte täglich seinen Leibarzt, und Jedermann war beflissen, dem kleinen Kranken Aufmerksamkeiten zu erweisen. Nach seiner Genesung machte man noch einen Ausflug nach Preßburg, um dort ein Concert zu geben. Die letzten Tage ihres Aufenthaltes brachten die Kinder fast ganz bei Hofe zu. Reich beschenkt, von allen Seiten zu baldiger Wiederkehr aufgefordert, reiste die Familie nach Salzburg zurück. — Es mochte den Kindern, in dieser ihrer stillen, beschränkten Häuslichkeit, wohl manchmal die Erinnerung an ihre Erlebnisse in den letzten Monaten wie ein schönes Märchen erscheinen.

Wolfgang erhielt beim Abschiede vom Erzherzog Joseph, dem nachmaligen Kaiser, eine kleine Violine zum Geschenk, worauf dieser einst selbst gelernt hatte.

Mit dieser beschäftigte er sich jetzt in allen Freistunden, ohne Wissen des Vaters, den er gern überraschen wollte. Eines Abends, als eben Schachtner zum Besuche da war, brachte ein ehemaliger Schüler Leopold Mozarts, Namens Wenzel, diesem sechs Trios von seiner Komposition, mit der Bitte, ihm seine Meinung darüber zu sagen.

Da gerade Schachtner zugegen war, wurde beschlossen, dieselben gleich durchzuspielen. Wolfgang holte eilig seine Geige, und bat, die zweite Violine spielen zu dürfen. Der Vater verwies ihm dieses anmaßende Verlangen, da er noch gar keinen Unterricht auf der Geige gehabt habe. Wolfgang meinte jedoch, daß um die zweite Violine zu spielen, dieses gar nicht nöthig sei.

„Wie albern!“ rief ärgerlich der Vater; „mach’ daß du fort kommst, und störe uns nicht.“

Weinend verließ Wolfgang das Zimmer. Da bat Schachtner, ihn zurückrufen zu dürfen und zu gestatten, daß er mit ihm die zweite Violine spiele.

„Nun, so geige mit Herrn Schachtner,“ redete

der Vater den Zurückkehrenden an, „aber so leise, daß man dich nicht hört, sonst mußt du gleich fort.“

Wolfgang stellte sich dicht neben seinen Beschützer, und spielte anfangs ganz leise; bald aber bemerkte dieser, daß er ganz überflüssig sei, und legte sein Instrument weg, mit einem bedeutungsvollen Blick auf den Vater, der seine Ueberraschung kaum zu unterdrücken vermochte. Wolfgang spielte nun die sechs Trios durch, ohne nur eine Note zu fehlen.

Einige Tage später, als Schachtner wieder kam, traf er den Kleinen auf der Geige phantastirend. „Was macht Ihre Buttergeige?“ rief dieser ihm entgegen. Er nannte Schachtners Violine so, wegen ihres weichen sanften Tones. „Lassen Sie dieselbe doch ja so gestimmt, wie sie neulich war,“ fuhr er fort, „sie ist um einen Achtelstos tiefer als diese hier.“

Man lachte über diese genaue Angabe, ließ aber doch die Geige holen, und zum Erstaunen Aller war die Behauptung des Knaben vollkommen richtig.

Diese beiden Erlebnisse berichtet Schachtner als Augenzeuge in einem Briefe.

Bei so vielen Beweisen von Bewunderung, die unwillkürlich selbst in der Familie und den Freundeskreisen laut werden mußten, abgesehen von den öffentlichen Lobpreisungen, womit er mündlich und schriftlich in Versen und Prosa überhäuft wurde, war keine Spur von Eitelkeit, Anmaßung oder Eigensinn in dem Knaben wahrzunehmen. Man konnte kein lebenswürdigeres, folgsameres Kind finden. Jede Weisung seines Vaters befolgte er, nicht nur ohne Widerrede, sondern immer freudig und mit heiterer Miene. Am Klavier sitzend vergaß er Alles; man mußte ihn oft mit Ernst davon abrufen. Diese Selbstvergessenheit blieb ihm bis zu seinem Ende eigen.

Im Sommer 1763 erbat sich Leopold Mozart für ein Jahr Urlaub, um eine größere Reise durch Frankreich, England und Holland mit den Kindern zu unternehmen, welche denn freilich eine viel längere Zeit in Anspruch nahm.

Am 9. Juni verließ die Familie Salzburg, und kam am 12. nach München, wo sie sogleich, als man ihre Ankunft erfuhr, nach Nymphenburg zu den dort allabendlich stattfindenden musikalischen Zirkeln geladen wurde. Wolfgang spielte auch ein Violinconcert und sang eine Arie, die der Churfürst ihm vorlegte, die Schwester trug einige Klavierstücke vor. „Nannerl hat nun nichts mehr von dem Buben zu fürchten,“ schreibt der Vater, „sie ist nun eine vollendete Klavierspielerin, die Jedermann bewundert.“

Die Reise ging über Augsburg, Stuttgart, Frankfurt, Brüssel, wo theils durch Veranstaltung öffentlicher Concerte, theils durch Einladungen die Reisenden so lange aufgehalten wurden, daß sie erst am 9. November in Paris anlangten. Der bairische Gesandte daselbst, durch seinen Schwiegervater, den Grafen Arco, Oberstkämmerer in Salzburg, von der Ankunft der Familie Mozart in Kenntniß gesetzt, wies derselben sogleich eine kleine, behagliche Wohnung in seinem eigenen Hotel an, wo sie während der ganzen Dauer ihres Aufenthaltes verblieben. Unter den vielen verschiedenen Empfehlungsbriefen war ihnen der von einer Frankfurter Dame an den berühmten französischen Schriftsteller Grimm, Secretär des Herzogs von Orleans, von dem wesentlichsten Vortheil. Grimm war ein geborner Regensburger, der seit 15 Jahren von seinen schriftstellerischen Arbeiten in Paris lebte. Ein leidenschaftlicher Musikfreund, stand er mit den ersten musikalischen Größen von Paris in stetem Verkehr.

Mit lebhaftem und thätigem Interesse nahm Grimm sich seiner Landsleute an. Er war ihnen behilflich bei Veranstaltung der Concerte und besprach ihre Leistungen in den Tagesblättern. Wie er selbst davon überrascht und entzückt war, spricht er in einem Brief aus, der sich in seiner gedruckten Korrespondenz befindet.

„Aechte Wunder sind zu selten,“ schreibt er, „als daß man darüber schweigen sollte, wenn man das Glück hatte, so etwas zu hören und zu sehen. Es ist so außerordentlich, daß man das, was man mit eignen Augen gesehen und mit eignen Ohren gehört, kaum glauben kann.“ Er erzählt dann ausführlich von den unbegreiflichen Leistungen des siebenjährigen Knaben, und schließt mit den Worten: „Ich sehe es kommen, daß mir dieses Kind den Kopf verdreht; Schade, daß man hier zu Lande sich zu wenig auf Musik versteht, um dieses Wunder zu würdigen.“ — Wenige Tage nach ihrer Ankunft spielten die Kinder am Hofe zu Versailles, und Tags darauf Wolfgang auf der Orgel in der Hofcapelle in Gegenwart der ganzen königlichen Familie. Der kleine Meister hatte auch da bald alle Herzen gewonnen. Die Gemahlin Ludwigs XV., Maria Leszcinska, welche vollkommen gut deutsch sprach, unterhielt sich oft und gern mit dem siebenjährigen Virtuosen. Am Neujahrstage, wo der König nach alter Sitte öffentlich speiste (man nannte das: *au grand couvert*) und wobei jedermann zuschauen durfte, so weit der Raum es gestattete, hatte sich auch die Familie Mozart dort eingefunden. Der Vater berichtet darüber: „Das Außerordentlichste

schien denen Herrn Franzosen, daß nicht nur uns allen bis an die königlichen Tafel hin mußte Platz gemacht werden, sondern daß mein Herr Wolfgang immer neben der Königin zu stehn, mit ihr beständig zu sprechen, ihr öfters die Hände zu küssen und die Speisen, die sie ihm von der Tafel reichte, neben ihr zu verzehren die Gnade hatte. Die Königin verdolmetschte dem König, der nicht deutsch versteht, alles, was unser Herr Wolfgang sprach. Die Königin spricht so gut deutsch wie wir.“ — In Paris komponirte Wolfgang vier Sonaten, die er den Prinzessinnen Victoire und Abelaide de France, Töchtern Ludwigs XV., widmete. Es sind die ersten die von ihm gestochen erschienen. — Das Interesse und die Bewunderung für die beiden Kinder steigerte sich nun von Tag zu Tag. Mehrere Maler bewarben sich darum, ihre Bildnisse zu malen.

Ein Kupferstich aus jener Zeit, stellt die Geschwister am Klavier sitzend, den Vater mit der Violine hinter ihnen stehend, dar. Schwunghafte Gebichte feierten die jugendlichen Virtuosen, Auszeichnungen und Geschenke aller Art wurden ihnen gesendet.

Nach einem fünfmonatlichen Aufenthalte sollte endlich die Weiterreise nach London angetreten werden. Ein wahrer Sturm erhob sich, um die Familie zu noch längerem Verweilen in Paris zu bestimmen, und als der Vater dieses für unthunlich erklärte, mußte er wenigstens versprechen, den Rückweg wieder über Paris zu nehmen. Freund Grimm erklärte, er behalte als Unterpfand einen Theil ihrer Effekten zurück, wovon man denn auch gern willigte.

Von London, wo sie gleich in den ersten Tagen an den Hof beschieden wurden, schreibt der Vater: „Die uns von den Majestäten bewiesene Gnade ist unbeschreiblich. Ihr freundschaftliches Wesen ließ uns ganz vergessen, daß dieses der König und die Königin von England wären.“ — Diese überaus günstige Aufnahme, der glänzende Erfolg, den sie mit zwei öffentlichen Concerten erzielten, wovon sie das eine zum Besten eines eben neu gegründeten Kinderspitals gaben, bestimmten Herrn Leopold sich für längere Zeit in England niederzulassen. Er miethete zu diesem Zweck eine Wohnung in der an der Themse gelegenen Vorstadt Chelsea. Die Freude der Kinder über das neue Schauspiel, das sich ihnen hier bot, war unbeschreiblich. Der prächtige Strom mit den riesigen Schiffen, das bunte Leben und Treiben am Strande war ihnen etwas ganz Neues. Jede Stunde, die sie von ihrem Studium erübrigen konnten, brachten sie im Anschauen dieser nie gesehnen Herrlichkeiten zu. Da wurde plötzlich, in Folge einer Erkältung,

der Vater von einer lebensgefährlichen Krankheit befallen. In der Fremde, der Sprache nur nothdürftig kundig, war die Lage der Familie gar bang und trübe. Die Mutter widmete sich ganz der Pflege des theuren Kranken, und Anna Maria unterstützte sie dabei so viel als möglich. Der kleine Wolfgang aber fragte traurig immer wieder, ob er denn gar nichts für den lieben Papa thun könne? Da der Kranke der äußersten Ruhe bedurfte, so mußte auch das Klavier verstummen. Wehmüthig blickte der Knabe nach demselben. Da plötzlich ergriff er die Hand der Schwester. „Höre, Nannerl,“ sagte er leise, „wir wollen dem lieben Papa eine Uebersetzung bereiten. Ich komponire eine Symphonie, und du hilfst mir die Stimmen ausschreiben, damit Alles fertig ist, bis der Papa wieder aufsteht. Sogleich holte der Kleine Notenpapier herbei, und setzte sich ans Werk. Stunden lang saß er mäuschenstill und schrieb, so eifrig, als müßte er durch das Fortschreiten seiner Arbeit die Genesung des Vaters fördern. Erhielt er auf seine Fragen nach dessen Befinden keine tröstliche Antwort, so traten ihm jedesmal die Thränen in die Augen. Er legte die Feder weg und faltete die Händchen.

Nach vierzehn Tagen endlich erklärte der Arzt die Gefahr als beseitigt. Aber auch die Symphonie war fertig und erfüllte vollkommen ihren Zweck. Die musikalischen Uebungen wurden nun wieder aufgenommen; Wolfgang komponirte sechs Sonaten, die er der Königin von England widmete. Als er ihr dieselben überreichte, war eben ihr Musiklehrer, Joh. Christian Bach, der jüngste Sohn des berühmten Sebastian Bach, zugegen.

„Das ist gut,“ rief der König eintretend, daß ich Euch hier so beisammen treffe. „Er holte nun einige Manuskripte von Händel, Sebastian Bach und andern ältern Meistern herbei, und legte sie Wolfgang vor; dieser sah sie durch, und spielte dann nicht nur ganz richtig, sondern mit so geistigem Verständniß, daß Bach aufs höchste entzückt, ihn vom Stuhle hob, ihn herzte und küßte, auf den Armen umhertrug und wiederholt ausrief: „Hätte doch mein Vater dieses Wunder erlebt!“ Dann setzte er sich ans Klavier, nahm den Knaben auf den Schooß, und begann einige Takte von einer Sonate zu spielen, alsbald spielte Wolfgang die folgenden und so abwechselnd trugen sie das ganze Stück mit solcher Präcision vor, daß Alle, die nicht zusahen, glauben mußten, Bach allein habe gespielt. Das Urtheil Bachs, der seit Händels Tode als die erste musikalische Autorität in London anerkannt war, erhöhte noch den Ruhm, welchen Wolfgang sich durch

seine Leistungen in öffentlichen Concerten und Gesellschaften errungen hatte. Bis zu welchem Grade dieser gestiegen war, beweist wohl, daß das „Britische Museum“, eines der bedeutendsten Institute der Welt, in den verbindlichsten Ausdrücken sich ein kleines Originalmanuskript des achtjährigen Meisters erbat und zugleich dessen in Paris erschienene Sonaten, so wie die Bildnisse der Familie für seine Sammlung von Seltenheiten erwarb.

Da tauchte plötzlich der Verdacht auf: Wolfgang, obgleich für seine acht Jahre klein und zart von Körperbau, müsse bedeutend älter sein, der Vater verlängne sein Alter aus Spekulation. Diese Ansicht verbreitete sich rasch, ohne daß Jemand sich bemühte, die Wahrheit zu erforschen. Da wandte sich ein Mitglied der königlichen Akademie, Daines Barrington, der sich lebhaft für den genialen Knaben interessirte, an den bairischen Gesandten in London, Grafen Haslang, und erhielt durch diesen einen gerichtlich beglaubigten Auszug aus dem Kirchenbuche, welcher vollkommen die Angabe des Vaters bestätigte. Barrington erstattete hierüber einen Bericht an die Akademie, welchen er mit den Worten beginnt:

„Wenn ich Ihnen eine beglaubigte Nachricht senden sollte von einem Knaben, der in einem Alter von nicht mehr als acht Jahren, sieben Fuß lang wäre so könnte dieß immerhin als eine der königlichen Gesellschaft nicht unwürdige Mittheilung angesehen werden; das aber, was ich hiermit der gelehrten Gesellschaft mitzutheilen habe, von einem so früh sich zeigenden ganz außerordentlichen musikalischen Talent, scheint mir noch mehr Anspruch auf Ihre Aufmerksamkeit machen zu dürfen.“ Indem er zugleich Wolfgangs Tauffchein beifügt, berichtet er von den Leistungen desselben, wovon er selbst Zeuge gewesen, wie derselbe die schwersten Gesangstücke, zwar mit schwacher Kinderstimme, aber mit rührendem Ausdruck vom Blatte gesungen, zu Arien, die er kaum flüchtig überschaut, die Begleitung aus dem Stegreif gespielt, und zwar fünf- und sechsmal immer verschieden, was nur wenige der vollendetsten Musiker vermochten; — wie er aber, wenn ein Stück zu Ende war, mit der ganzen unbefangnen Lustigkeit eines Kindes, auf dem Stocke seines Vaters im Zimmer umherritt, oder es sich als besondre Gunst erbat, nur ein wenig mit der Krage spielen zu dürfen. Er wolle dann gewiß wieder Alles, was und so viel man nur wünsche Klavier spielen; — was doch gewiß mehr den acht- als den vermeintlich vierzehn- oder sechzehnjährigen Knaben charakterisire. —

Unverkennbar übte die ernste Richtung, welche, noch eine Nachwirkung der großartigen musikalischen

Thätigkeit Händels, damals in London herrschte, Einfluß auf den Knaben aus.

Er studirte nun vorwiegend Fugen von Händel und Bach, so wie auch die Werke anderer älterer Meister. Noch in späteren Jahren erzählte er von dem mächtigen Eindrucke, welchen der feierliche Chorgesang der englischen Liturgie mit ihren Motetten und Responsorien, auf ihn gemacht, als er ihn zum ersten Mal in den ehrwürdigen Räumen der Westminster Abtei vernommen, am Grabe Händels, dem Altengland daselbst ein prachtvolles Monument zwischen Shakespeare und Newton errichtet hatte.

Im Juli 1765 verließ die Familie London und begab sich auf dringendes Zureden des holländischen Gesandten nach dem Haag, wo der Prinz von Oranien und seine Schwester den lebhaften Wunsch hegten, die musikalischen Wunderkinder kennen zu lernen. Nur ungern folgte Leopold Mozart diesem Rufe. Auch brachte ihm diese Reise viel sorgenschwere Tage. Kurz nach ihrer Ankunft erkrankte Anna Maria so schwer, daß sie während drei Wochen sich in größter Lebensgefahr befand. Während in seiner schlichten Weise ist der Bericht des Vaters an seinen Freund Hagenauer, wie er und seine Gattin, den eignen Schmerz möglichst in sich ver-schließend, ihr geliebtes Kind zum Tode vorbereitet hatten. — Bald darauf erkrankte auch Wolfgang. Vier Monate verflossen, bis die Kinder wieder hergestellt waren. Die Reise ging über Mecheln, wo Wolfgang zu seinem eignen wie der Zuhörenden Entzücken auf der berühmten Orgel spielen durfte, — nach Paris. Grimm berichtet von den außerordentlichen Fortschritten, die der Knabe während seines Aufenthaltes in England gemacht, und erwähnt dabei auch seines wunderbar ergreifenden Gesanges. „Es ist eines der liebenswürdigsten Wesen, die man sehen

kann, in Alles, was er sagt und thut, bringt er Geist und Gefühl, vereint mit der kindlichen Anmuth seines Alters. Bleiben diese Kinder am Leben, so werden sich bald die Beherrscher der Welt um ihren Besitz streiten.“

Diese Prophezeiung, wie sehr begründet sie schien, hat sich allerdings nicht erfüllt. —

Die mühsam erhaltne Urlaubsverlängerung be-nützte der Vater, um die Rückreise durch das südliche Frankreich und die Schweiz zu machen und so einigermaßen die Kosten derselben zu decken. In Zürich verweilten sie vierzehn Tage im Hause des Dichters Salomon Gessner, der dem neunjährigen Künstler seine sämtlichen Werke mit einer höchst schmeichelhaften Widmung als Andenken überreichte. In München wurde die ganze Familie vom Churfürsten zur Tafel geladen. Ende November langten sie endlich, nach dreijähriger Abwesenheit in Salzburg an, wo sie nun über ein Jahr ruhig verblieben. Sie, die die Vaterstadt ziemlich unbeachtet verlassen hatten, wurden nun daselbst als Berühmtheiten angestaunt, und Mancher, der früher auf sie herabgesehen, wußte nicht mehr den rechten Ton zu finden, um einerseits sich nicht selbst etwas von seiner Würde zu vergeben, andererseits doch auch gleich den Kaisern und Königen den jungen Künstlern sich gnädig zu erweisen. Ein Baron, dem die Anrede mit „Sie“ für Wolfgang zu vornehm, mit „Er“ aber doch zu gering erschien, glaubte den richtigen Ausweg gefunden zu haben, indem er sagte: „Ei, wir sind ja weit umher gereist, wir haben viel Ehre erworben.“ Der Wolfgang blickte ihn fragend an und erwiderte: „Ich kann mich aber nicht erinnern, Herr Baron, Sie irgendwo anders als hier in Salzburg gesehen zu haben.“

(Schluß im nächsten Heft.)

## Sprüche.

Von Friedrich Güll.

Ich hatt' nen Kal beim Schwanz gefischt,  
Ein Rud — da war er mir entwischt.  
Doch als ich ihn beim Kopf ertappt,  
Hab' ich ihn gleich im Topf gehabt.

Wahre dir den eignen Sinn,  
Dem ein hohes Ziel vor Augen;  
Eigensinn laß fahren hin,  
Mag zu keinem Werke tangen.

Was du heute nicht gethan,  
Morgen kommt dir's sauer an;  
Fröhlich macht ein rüstig Thun,  
Schuld'ge Pflicht, sie läßt nicht ruh'n.

Ein kindlich dankerfülltes Herz genießt  
Biel hundertmal von allen Liebesgaben:  
Wenn längst der Wohlthat Quelle nicht mehr fließt,  
Kann es sich noch an der Erinnerung laben.

# Die Zwerge an der Kohlfurth.

Von

Karl Stetter.

Original-Zeichnung von L. Burger.

I.



er Frühling kam  
gezogen  
Mit Flöten und  
Schalmein,  
Die lust'gen Vögel  
flogen,  
Hell singend, hin-  
terdrein.

Ein Knospen und ein Sprossen  
Verjüngte die Natur,  
Und klare Bächlein ließen  
Erstehn das Grün der Flur.

Maßlieb und Primeln saßten  
Die Wupperufer ein —  
Der Mond lud ein zu rasten  
In seinem Strahlenschein.

Ein Schmied, vor seiner Schmiede,  
Sah auf den Fluß hinaus,  
Ringsum war tiefer Friede  
In Wald und Feld und Haus.

Da plötzlich — ein Gewimmel  
Am nahen Wiesenhang,  
Es klingt, als käm' vom Himmel  
Ein zarter Sphärensang.

Und wie wenn Silberwölkchen  
Am Horizonte nahen,  
So wiegte sich ein Bölkchen  
Im Tanz auf grünem Plan.

Es war das Volk der Zwerge,  
Das kam aus seinem Nest  
Tief in dem Schacht der Berge,  
Zum frohen Frühlingsfest.

Da haben sich geschwungen  
Im Reigen Paar an Paar,  
Dann hielt sich fest umschlungen  
Die ganze kleine Schaar.

Ein Bürschchen warf sein Hütchen —  
Das war ein Hochgenuß,  
Doch ach, wie kühl't's sein Mätkchen —  
Das Hütchen liegt im Fluß.

Auf und davon gestoben  
Ist bald der ganze Schwarm;  
Das Bürschchen nur stand droben  
Allein, in seinem Harm.

Denn ohne Hut und Feder  
Ist aus die Herrlichkeit,  
Da macht, das weiß ein Jeder,  
Die Spötterzunft sich breit.

Das ging dem Schmied zu Herzen;  
Er rief dem kleinen Mann:  
„Geduld, des Tages Kerzen  
Zündet der Morgen an!“

Dann hol' ich von dem Grunde  
Dein Hütchen dir empor;  
Komm du zu früher Stunde  
An's Eisenhammerthor.“

Das Bürschchen dankte munter,  
Schlüpft' durch des Berges Spalt,  
Der Mond ging eben unter  
Und Meister Schmied schlief bald.

Er schlief, bis ihn aus Osten  
Der erste Frührothstrahl  
Berief auf seinen Posten,  
Zu härten blanken Stahl.

Doch schafft' er für den Kleinen  
Das Hütchen erst herauf,  
Im Wasser sah er's scheinen  
An seinem Silberknäuf.

Er hing es an die Weiden  
Und schritt zum Tagewerk,  
Aussehend ganz bescheiden,  
Ob's auch das Wichtel merk'.

Dann schlug er zu und seitte  
Und schürt' der Esse Glut —  
Das Wichtelmännchen eilte  
Herbei und nahm den Hut.

Es schwenkt' ihn in den Lüften  
Und winkte sein Aede! —  
Das Bälkchen in den Klüften  
Hat auch sein Wohl und Weh.

## II.

Nach Tag und Nacht, früh wieder  
Beim ersten Morgenraun,  
Stieg Meister Schmied hernieder,  
Ein Wunder anzuschau'n.

Des Eisens dicke Klumpen  
Die lagen langgestreckt,  
In Stangen all die plumpen  
Zum feinsten Stahl gerecht.

Der Stahl war probehaltig,  
Die Arbeit ganz gethan,  
Es staunten gar gewaltig  
Sich die Gesellen an.

Der Meister schwieg; er lachte  
Ob solcher Narrethei,  
Griff neu zum Werk und dachte  
An Nachbars Schelmerei.

Früh ging es an ein Hämmern,  
Ein lustig Funkenprüh'n,  
Bis daß im Abenddämmern  
Die Klämmchen sanft verglüh'n.

Dann wurden schwarz die Kohlen,  
Und schwarz auch kam die Nacht  
Auf leicht beschwingten Sohlen  
Mit ihrer Zaubermacht.

Dann wieder lag am Morgen  
Bereit der blanke Stahl,  
Und wieder galt's zu sorgen  
Für Blöcke sonder Zahl.

Das häufte sich, bis nächtens  
Einmal der Meister wacht,  
Zu sehn, ob wohl auch rechtens  
Die Arbeit werd' vollbracht.

Da kam das Wichtelmännchen  
Mit Werkzeug zart und fein,  
Mit Ambos, Feuerpfännchen,  
Und hieb gar lustig drein.

Es fornten sich die Stangen  
Gleich auf den ersten Schlag,  
Sie klangen und sie sprangen  
Eine der andern nach.

Dann trollte sich der Kleine  
Und Alles war vorbei;  
Der Schmied fand, daß das feine  
Manier zu danken sei.

Und so vom Tag zu Wochen,  
Bem Mondekreis zum Jahr  
Ein Hämmern und ein Pochen,  
Bis alt der Meister war.

Da meint' er: dem Gesellen  
Gebühr' ein feltner Lohn,  
Ging, ihm ein Kleid bestellen  
Wie's trägt des Königs Sohn.

Das hing er an die Stangen,  
Bevor sein Wichtel kam,  
Und sah, wie mit Verlangen  
Das all die Sachen nahm.

Wie saßen Rock und Höschen,  
Ihm Schuh' und Strümpfchen nett,  
Das Hütchen mit dem Höschen,  
Der Degen — wie sofett!

Ah, und da war ein Spiegel,  
Drin fand die Eitelkeit  
Ja stets das beste Siegel  
Der Erdenseligkeit.

„Nein, das ist kein Geslunker! —  
Nief stolz der kleine Mann,  
Ich bin fortan ein Zunker,  
Der nicht mehr schmieden kann.“

Und Schurz und Feuerpfännchen,  
Das Hämmerchen, den Stahl  
Warf eiligst drauf das Männchen  
In's Feuer allzumal,

Schritt fort vom Eisenhammer  
Und ward nicht mehr gesehn —  
Doch ist darob kein Jammer  
Und ach kein Leid gesehn,

Denn reich war längst geworden  
Indeß der Meister Schmied,  
Sang, an der Wupper Borden  
Vom Zwergendank sein Lied.

## Peter Henn,

der holländische Seeheld.

Eine wahre Erzählung. Nach älteren Familienaufzeichnungen mitgetheilt von

**Franz Poppe.**

Mit Original-Zeichnungen von Ludwig Burger.

(Schluß.)

Margarethe wuchs zu einer schönen, sittsamen Jungfrau heran. Bald bewarben sich auch mehrere Jünglinge um ihre Hand, und sie ward die Braut eines ehrlichen, fleißigen Müllers, Namens Hanke, der mehrere Jahre auf der Haidemühle als Knecht gebient hatte. Inse und Margarethe hatten nun vollauf mit Anfertigung der Aussteuer zu thun.

Eines Abends, als sie alle traulich beisammen saßen, jeder mit einer Arbeit beschäftigt, trat ein Bote mit einem Briefe herein, der an einen Kaufmann in Bever adressirt war und von Amsterdam kam. Kaum hatte Martin die Aufschrift gelesen, so rief er freudig aus: „Bon Peter; Gott Lob!“ Margarethe und Inse drängten sich hinzu; Martin las vor.

Amsterdam . . . .

Liebe Eltern und Schwester!

Es war mir lange unmöglich, Euch Kunde von mir zu geben. Erst seit kurzem bin ich hier wieder angelangt, und nun soll es mein Erstes sein, Euch zu schreiben. Möchte dieser Brief Euch alle bei guter Gesundheit antreffen!

Seit ich von Euch gegangen bin, habe ich Vieles gesehen und erlebt. Als ich in Emden anlangte, konnte ich auf keinem großen Schiffe ankommen, obgleich ich einzig darauf meinen Sinn gesetzt hatte. Man rieth mir also, nach Amsterdam zu gehen, wo

immer Gelegenheit sei auf einem solchen Dienste zu erhalten. Ich reiste ab und schrieb Euch von Emden aus meine Abreise; den Brief werdet Ihr wohl erhalten haben.

(Wir schalten hier für den Leser ein, daß dieser Brief leider verloren gegangen war).

Ich ging von Groningen — schrieb Peter weiter — auf Harlingen und fuhr von da über die Zuydersee nach Amsterdam. Auf dem Fährschiffe befand sich unter mehreren Passagieren auch ein Mäkler, der sich mit mir in ein Gespräch einließ und mir sagte, er wohne in Amsterdam und wolle mich wohl in ein gutes, wohlfeiles Quartier bringen und mir auch eine Anstellung auf einem großen Schiffe verschaffen. Er fragte wiederholt nach meinem Namen und schien ihn gar nicht behalten zu können. Endlich zog er ein Blatt hervor und bat mich, ihm meinen Namen aufzuschreiben. Nichts Arges ahnend, that ich dieß, und er steckte sein Blatt vergnügt wieder zu sich.

In einer Ecke des Kocks (Cajüte), worin wir waren, saß anscheinend schlafend ein wohlgekleideter Mann, auf den ich bisher wenig geachtet hatte. Desto mehr achtete aber mein neuer Bekannter auf ihn und sprach immer leiser, oder gar nicht, wenn jener sich rührte. Endlich erwachte der Mann und gerieth bald in einen Wortwechsel mit dem Mäkler, den er in nicht mißzuverstehenden Hindentungen als einen Seelenschacherer zu kennzeichnen schien, d. h. als

einen jener berücktigten Menschen, die mit List oder Gewalt junge Leute für den Dienst in den spanischen Colonien Ostindiens anwerben. Die Miene des älteren Mannes hatte dabei etwas Ehrwürdig-Warrendes. Der Mäkler sah bei dessen Worten ängstlich aus und hatte einen Blick, den ich mir nicht erklären konnte, der mir aber unangenehm war.

Nach dem Genuß des Thees merkte ich, daß mir übel zu Muth wurde. Der Herr erklärte mir, dies sei die gewöhnliche Seekrankheit, und ich hätte besser gethan, wenn ich das Theetrinken unterlassen hätte; denn nach dem Genuße warmer Getränke stelle sich die Seekrankheit am ersten und stärksten ein. Er rieth mir, auf's Verdeck zu gehen; da ich ein Seemann werden wolle, so müsse ich doch die Seelust kennen lernen. — Aus diesen Worten entnahm ich, daß er nicht geschlafen, sondern mein Gespräch mit dem Mäkler behorcht hatte.

Als ich hinausging, seinen Rath zu befolgen, kam er mit auf's Verdeck. „Ihr seid in schlechte Hände gerathen, junger Mann,“ sagte er ernst und eindringlich; „der Mann, der mit Euch sprach, ist ein Seelenverkäufersgehülfe, und Ihr seid verloren, wenn Ihr mit ihm geht.“

„Wo soll ich denn hin?“ rief ich ängstlich, „ich habe keine Bekannten in Amsterdam.“

„Ich bin ein Schiffscapitän,“ sprach er, „und wohne in Amsterdam auf der Rattenborg; wollt Ihr mir vertrauen, dann geht erst mit mir. Hernach will ich euch zu guten Leuten in's Quartier bringen. Ihr könnt auch als Leichtmatrose bei mir in Dienst treten, wenn Ihr Lust habt; ich fahre in einigen Tagen nach London. Wollt Ihr aber nicht, so will ich Euch auch wohl behülflich sein, anderswo anzukommen.“

Der treue, feste Ton, in welchem der Mann dieß sprach, sowie das Bedürfniß, mich an jemanden anzuschließen, machten, daß ich mich gerne seiner Leitung überließ.

Als wir wieder im Noef ankamen, sah der Mäkler mich lauernd an. Der Schiffscapitän schien ihn nicht zu beachten.

„Also,“ fuhr er gegen mich gewendet fort, „Piet,\*) Ihr könnt auch schreiben? Da kann ich Euch vielleicht zu einer Stelle verhelfen.“ Ich bezogte seine Frage.

„Schreibt mir einmal etwas auf, einen Spruch oder dergleichen! Mich deucht, Ihr habt schon vorhin geschrieben. Laßt mich Eure Handschrift doch einmal sehen!“

Ich erklärte, ich hätte keine Schreibmaterialien bei mir, ich habe nur vorher meinen Namen geschrieben,

und diese Handschrift habe der Reisegefährte, vor dem er mich gewarnt.

„Laßt doch einmal sehen!“ forderte er diesen auf.

Der Mann suchte in seiner Tasche. „Kann's nicht finden,“ sagte er.

„Ihr habt's in diese Tasche da gesteckt,“ fiel der Capitän ein, und zog das Blatt ohne Weiteres aus derselben hervor.

„Halt!“ rief der Ueberraschte, „es ist mein Papier; ich habe noch mehr darauf notirt.“

Der Capitän beachtete diese Worte gar nicht, sondern entfaltete den Zettel, und — o Himmel! — über meinem Namen stand ein Werbeschein, wonach ich mich zum Seesoldaten hatte annehmen lassen. Der Capitän zeigte mir das Blatt, wickelte es langsam zusammen und steckte es in die Tasche. Der Beraubte bat und flehte jämmerlich um das Papier, aber der Capitän sagte: „Wir werden uns morgen auf dem Stadthause sprechen.“

Alles Winseln und Schreien fruchtete jenem nichts, der Capitän gab das Papier nicht heraus.

Ich konnte dem braven Manne nur durch Worte danken, worauf er aber wenig zu geben schien, sondern erwiderte: „Das wird sich schon finden.“ —

Als wir vor Amsterdam ankamen, erschienen Soldaten an Bord, die nach unsern Pässen und sonstigen Papieren fragten. Der Capitän zeigte seinen Bürgerbrief und sagte, auf mich zeigend: „Das ist mein Vetter, der bei mir wohnt,“ und half mir so aus der Verlegenheit, in die ich durch meine Unbedachtsamkeit, ohne Paß zu reisen, gerathen war. Unsern Gefährten gab er als einen Zielverkoopers maffer (Seelenverkäufersgehülfe) an, und sogleich wurde dieser festgenommen.

„Morgen früh,“ sagte der Capitän, „komme ich auf's Stadthaus und beweise meine Behauptung.“

Der Unteroffizier der Soldaten schrieb die Nummer des Bürgerbriefes und den Namen des Capitäns auf, damit man diesen wegen seiner Angabe vorladen könne.

Mit nicht ganz leichtem Herzen kam ich in Amsterdam an; denn ich hatte die Erfahrung gemacht, daß es mir noch sehr an Welt- und Menschenkenntniß fehle. Ich fühlte, daß ich noch zu wenig selbständig sei.

Mein Capitän war ein kreuzbraver Mann, aber ernst, vorsichtig und oft sehr streng. Obwohl ich nicht bei ihm im Hause logierte, so war ich doch den ersten Monat immer bei ihm, größtentheils am Bord des Schiffes. Er bezahlte meinen Schlafwirth für mich, wofür ich allerlei Geschäfte verrichten mußte, als Segel flicken, Berg zupfen und dergleichen. Nach

\*) Das holländische Peter.

einem Monat kam das Schiffsvolk zusammen, und acht Tage später gingen wir nach Cadix unter Segel.

Von Cadix fuhren wir nach London, und dann nach Amsterdam zurück. Obwohl mein Capitän eben nicht sehr freundlich, vielmehr kalt und zurückhaltend gegen seine Leute war, so liebte ich ihn doch sehr um seiner strengen Rechtschaffenheit willen.

Von dem Steuermanne erfuhr ich, daß der Capitän auch bei seinen Landsleuten in hohem Ansehen stehe und von dem Volke zu den geachtetsten Patrioten des Landes gezählt, von den Spaniern aber, die dieses Land unterdrücken, als einer der unerfrodensten Vaterlandsfreunde mit Mißtrauen betrachtet werde. Noch immer ist der Unabhängigkeitskampf der Niederlande gegen die Gewaltherrschaft der Spanier nicht ausgekämpft. Wie viel Tausende haben schon ihr Leben verbluten müssen und noch immer sind der Opfer nicht genug geschlachtet! Der Druck der spanischen Tyrannei ist unerträglich geworden und das edle, freiheitsliebende Volk wird nicht eher ruhen, als bis es sich von ihm befreit hat. Im Geheimen rüstet sich die ganze Nation zum letzten Kampfe, ihre edelsten, hochgestellten Männer haben sich an die Spitze gestellt und sind bereit Gut und Blut in die Schanze zu schlagen, zur Vertheidigung der Rechte und Freiheiten des schwerbedrängten Vaterlandes. Zum ersten Mal empfand auch ich nun, was Liebe zum Vaterland und Haß gegen seine Unterdrücker sei, und mein Herz pochte in ungeduldiger Sehnsucht, auch meinen Arm der Befreiung meines unglücklichen Volkes zu weihen.

Doch ich komme wieder zu meiner Geschichte zurück. Als wir wieder nach Amsterdam kamen, wurde uns unser Monatsgeld ausgezahlt, und meine Kameraden freuten sich nun, Gelegenheit zu haben, es bei den Wirthen vergeuden zu können. Ich meinerseits verabscheute dieß und wollte mein Leben nicht dem Meere preisgeben, um dann den erhaltenen Lohn so unnütz zu verschwenden.

Mein Capitän schien sich wenig um mich zu bekümmern. Da ich ganz auf mich selbst angewiesen war und bis zum Frühjahr ausharren mußte, so benutzte ich die freie Zeit, um die Steuermannskunst und die holländische Sprache zu erlernen.

Mein Hauswirth und seine Frau waren recht brave, gebildete Leute, mit denen ich innerhalb acht Tagen so vertraut wurde, als ob wir Geschwister wären. Es gefiel ihnen sehr, daß ich des Nachts nicht mit den andern Matrosen herumschwärmte. Eines Tages entdeckten mir meine Freunde, daß sie sehr unglücklich seien, weil ein harter Gläubiger, dem sie fünfhundert Gulden schuldeten, sie dränge. Ich

fragte, ob ihnen mit der Hälfte der Summe zu helfen sei, und ob sie mir diese nach und nach wieder zurückzahlen könnten. Sie bejahten dieß, und ich holte meinen ersparten Lohn und zählte ihnen das Geld vor. Beide drückten mir mit herzlichem Dank die Hände und versicherten mich, ich befreie sie aus einer großen Verlegenheit; denn die Schuld sei eine Wechselschuld, die morgen bezahlt werden müsse und auf deren Nichtbezahlung persönlicher Arrest stehe. Sie baten mich aber, um ihres Credits willen die Sache gegen jedermann zu verschweigen, auch dem Capitän gegenüber.

Am andern Morgen sah ich die Freunde Geld zählen, rechnen und nachsinnen. Die Frau sah sehr traurig aus. Aus allen diesen Anzeichen merkte ich, daß die nöthige Summe noch nicht beisammen sei. Ich fragte, wie viel ihnen noch zu derselben fehle. „Vierzig Gulden, mein lieber Piet,“ antwortete der Mann; „für diese Summe will nun meine Frau ihr Geschmeide verpfänden. Es ist hart, aber was soll man thun? Besser, Gut verlieren als Ehre und Rechtschaffenheit.“ Diese Worte rührten mich und ich gab ihnen auch den Rest meines Geldes. Die Freude der guten Leute war groß, ihr Dank wollte kein Ende nehmen, und sie gelobten, mir nach Ablauf eines Monats einen Theil meines Vorschusses zurück zu zahlen.

Folgenden Tags ließ mich mein Capitän zu sich kommen. Guten Muthes ging ich zu ihm, fand ihn aber ernster als sonst.

„Wo seid Ihr denn gestern den ganzen Tag gewesen, Piet?“ fragte er etwas barsch. „Ich habe gestern dreimal vergeblich zu Euch gesandt. Seid Ihr auch schon auf der Wildbahn der meisten Matrosen? Das wird schöne Lectionen in der Steuermannskunst und der holländischen Sprache geben!“

Ich erzählte ihm zu meiner Entschuldigung, wo ich gewesen war, worauf er nur mit einem kurzen „So?“ antwortete.

Nach einer Pause sagte er: „Ich habe Euch einen Vorschlag zu machen. Ihr habt einige hundert Gulden liegen, wie ich weiß. Damit könnt Ihr etwas verdienen. Es wird nämlich eine Anleihe eröffnet, von der monatliche Rückzahlungen gemacht werden. Gute Zinsen werden gezahlt, die ich Euch wohl gönnen wollte. Zweihundert Gulden könnt Ihr für's Erste entbehren, wenn Ihr keine Spiel- und Trinkhäuser besucht. Geht und holt mir das Geld. Ich stehe Euch für die Sicherheit.“

Ich war verlegen um eine Antwort, und der Capitän faßte mich scharf in's Auge.

„Ich habe,“ sagte ich, mich möglichst fassend, „das Geld bereits belegt.“

„Wo? bei wem?“ fragte er ernst und finster.

„Bei einem guten Freunde,“ erwiderte ich.

„Bei einem guten Freunde der Matrosen,“ sagte er höhniſch. „Ich hoffte, Ihr ſolltet nicht in die Matrosenfünden fallen, aber nun ſehe ich, daß Ihr nicht beſſer ſeid als andere. Sagt es nur gerade heraus: das Geld iſt verſchwelgt!“

Das Gefühl, von einem Manne, den ich verehrte, ſo verkannt zu werden, preßte mir bittere Thränen aus. Ich konnte mich rechtfertigen, dann mußte ich aber meinen Hauswirth verrathen. Ich entſchloß mich, lieber verkannt zu bleiben als wortbrüchig zu werden.

„Nein,“ ſagte ich beſtimmt, „ich habe das Geld gut verwendet.“

„Auf welche Weiſe denn?“ fragte er haſtig.

„Ich darf es nicht ſagen, ich habe mein Wort darauf gegeben.“

„Lieber Piet,“ ſagte er freundlich, „mir könnt Ihr es wohl anvertrauen. Habt Ihr es etwa Eurem Hauswirth gegeben? Ich glaube, er befindet ſich nicht in den beſten Umſtänden; die Leute ſind keine guten Haushälter.“

So geſprächig hatte ich ihn noch nie gefunden. Mir lag aber mein Verſprechen zu feſt im Sinn.

„Von meinem Hauswirth,“ ſagte ich kurz und ernſt, „weiß ich nichts Böſes, und wo mein Geld ſteht, kann ich nicht ſagen.“

„Wo es ſteht, kann ich mir ſchon denken,“ ſagte er höhniſch. „Ihr könnt Euch nur nach anderer Gelegenheit umſehen, ich kann Euch nicht länger gebrauchen. Solche Leute, wie Ihr, kann ich alle Tage bekommen.“

„Verſtoßen Sie mich nicht, Capitän,“ ſagte ich weich werdend; „ich habe mein Geld nicht durchgebracht, aber ich darf nicht ſagen, wo es ſteht; denn ich hab's gelobt, und bei mir gilt es: Ein Mann, ein Wort!“

„Dießmal aber,“ verſetzte er, „will ich's wiſſen. Ich gebe Euch bis Mittag Bedenkzeit. Kommt Ihr dann und berichtet mir, wie es um Eures Wirthes Lage ſteht und wo Euer Geld iſt, ſo bleibt Ihr bei mir, wo nicht, ſo ſind wir geſchiedene Leute.“

„So ſind wir geſchiedene Leute,“ entgegnete ich feſt, „mein Wort breche ich nie.“

Mit großen Augen betrachtete mich der Capitän und ſagte dann kurz: „Bedenkt Euch, weil es Zeit iſt. Ihr erhaltet noch obendrein ein Geſchenk von mir, wenn Ihr mir ſagt, was ich wiſſen will.“

„Das fehlte noch, mich beſtechen zu wollen!“

fuhr ich trozig auf. „Es thut mir leid, daß ich Ihnen nicht aus Liebe und Dankbarkeit willfahren konnte; aber wenn Sie glauben, mich durch ſchöndes Geld zum Wortbruch verleiten zu können, dann ſind wir quitt. Guten Morgen!“ Damit drehte ich mich kurz um und ging.

Mit recht bitteren Gefühlen begab ich mich nach Hauſe. Mein Wirth und ſeine Frau empfingen mich freundlich, aber ſtill. Endlich brach Jener das Schweigen und rücte mit dem Geſtändniß heraus, er könne mich zu ſeinem Bedauern vor kommendem Frühjahr nicht beſriedigen.

„Vielleicht könnt Ihr mir mein Geld nie wieder erſtatten,“ ſagte ich etwas bitter, durch die Reden des Capitäns argwöhniſch geworden.

„O ja,“ erwiderte er, „meine Frau ſoll Euch ihr Geſchmeide zum Verſatz geben, auch will ich Euch einen Wechſel zeichnen.“

„Darauf verzichte ich,“ verſetzte ich etwas ſtolz. „Wenn Ihr mich ehrlich behandeln wollt, ſo iſt mir Euer Wort ſo gut als Schrift; wo nicht, ſo bin ich mein Geld doch loſ.“

„Ihr ſeid ein biederer Mann,“ ſagte er, mir die Hand drückend, „und ich werde Euch den Dank nicht ſchuldig bleiben.“

Hierbei ſah er ſo feierlich aus, daß es mich Wunder nahm; ja, er nahm faſt eine ſtolze triumphirende Miene an, wie die eines Mannes, der einen Zweck ſicher erreicht hat. Auch die Frau ſah ſtill vergnügt aus. Ein ſolches Benehmen der Leute, in ſolch gedrückter Lage, war mir wirklich räthſelhaft. Es konnte mich nicht tröſten über die bittere Gewißheit, daß ich den Winter über aus Mangel an Geld meinen Studien entſagen müſſe.

Als der Abend kam, ſagte mein Wirth: „Piet, laßt uns ein wenig ausgehen und die Grillen vertreiben.“

Ich erwiderte: „Dazu hätten wir wohl jetzt beide weder Muth noch Geld.“

„Wir gehn zu Freunden, und zwar zu recht biedern,“ ſagte er.

In der Dämmerung durchwanderten wir einige Straßen, die mir bis jetzt unbekannt geblieben waren, traten dann in ein altes großes Haus, wo wir einige ziemlich dunkle, enge Gänge durchſchritten, bis wir endlich in ein hohes, durchaus leeres Gemach gelangten. Es war düſter und unheimlich, nur ſpärliches Licht drang von dem mit hohen Gebäuden umgebenen Hofplaz herin.

„Was ſoll ich hier?“ fragte ich meinen Begleiter.

„Auf Nacht folgt lichter Morgen!“ Rief er feierlich und verſchwand durch eine nahe Thür.

Mir wurde unheimlich zu Muth. Wunderbar, durch sechs Thüren waren wir gekommen, und jede hatte mein Begleiter hinter uns verschlossen! Dunkelheit umgab mich, von allen Menschen war ich abgeschieden. Was sollte das bedeuten? Bange Ahnungen stiegen in mir auf. Wie, wenn mein Wirth mich hier des ihm geliehenen Geldes wegen heimlich aus der Welt schaffen wollte? Und doch, war mein Freund nicht ein frommer Mann, der, so lange ich ihn kannte, einen makellosen Lebenswandel geführt hatte? Er konnte nichts Böses mit mir im Sinne haben. Während mein Gemüth so zwischen Furcht und Hoffnung schwankte, öffnete sich eine Tapentthür und eine lange, weiße Gestalt stand da.

Ein leiser Schauer ergriff mich, doch faßte ich mich bald und fragte: „Wer bist du?“

„Dein Retter,“ erwiderte die Gestalt mit dumpfer Stimme. „Jüngling, du bist unter Bösewichter gerathen; folge mir schnell, ich will dich befreien.“

Einen Augenblick stand ich starr vor Schrecken, denn ich fühlte, daß ich völlig wehrlos war. Bald aber siegte die Vernunft über die Furcht. „Woburch,“ fragte ich, „giebst du mir Beweise, daß du selbst nicht ein Verführer, ein Bösewicht bist, und daß mein Freund schlechte Pläne gegen mich geschmiedet?“

„Die will ich dir nachher bringen,“ sagte die Gestalt. „Erst komme mit mir!“

„Erst Beweise, dann will ich folgen.“

„Man will dich zwingen, deinen Glauben abzuschwören.“

„Den möchte ich sehen, der das im Stande wäre!“

„So büßest du dein Leben hier ein. Dein junges, frisches Leben dauert mich.“

„Gern schlage ich es in die Schanze, wenn es mein Theuerstes gilt.“

„Du willst mir also nicht folgen? Komm mit, ehe es zu spät ist!“ sagte die Gestalt hervortretend und meine Hand ergreifend.

„Erst gib mir Beweise!“ rief ich, sie zurückdrängend.

„Komm nur,“ flüsterte sie jetzt mit verlockender Stimme; „deiner harret eine herrliche Zukunft, ein Leben voller Lust und Seligkeit. Folge mir!“

Auf's neue wollte sie mich ergreifen, allein mit aller Kraft riß ich mich los und rief: „Hebe dich weg von mir!“

Die Gestalt stoh durch die Tapentthür, und ich war wieder in der Dunkelheit allein. Ein paar Minuten wanderte ich auf und ab, zwar im höchsten

Grade erregt, aber doch getrost im Bewußtsein, mein gutes Gewissen und den Glauben an meinen Freund bewahrt zu haben.

Jetzt öffnete sich die andere Thür, und mein Hauswirth trat mit einem Lichte in der Hand herein. Mir ward bei seinem Anblick so wohl um's Herz wie damals, als ich mit meiner lieben Schwester in Eure Küche trat und Mutter Inse das Lämpchen anzündete. Mein Wirth setzte das Licht auf den Tisch, ergriff mit beiden Händen die meinigen, drückte sie und sagte mit leuchtenden Augen:

„Sei getrost, mein Sohn, der Herr ist mit dir! Wer seines Muthes Herr ist, vermag mehr, als der feste Städte gewinnt. Jetzt komm und folge mir!“

Der Ton, in dem er diese Worte sprach, die ganze Haltung des Mannes, ließ mich Außerordentliches erwarten; doch nahm ich mir vor, überall auf meiner Hut zu sein, damit ich nicht, um der einen Klippe zu entgehen, an der andern scheitern möchte.

Wir stiegen ein paar Treppen hinauf, gingen über einen langen Gang und standen dann vor einer großen Flügelthür. Diese that sich weit auf, und ein weiter, prächtiger, hell erleuchteter Saal zeigte sich meinen erstaunten Blicken. In der Mitte des Saales stand ein langer, mit einer grünen Decke belegter Tisch. Um den Tisch saßen vierzig bis fünfzig Männer, aus deren würdigen Mienen und glänzenden Kleidungen zu lesen war, daß ich die vornehmsten Edlen dieses Landes vor mir hatte.

Ehrfurchtsvoll und schüchtern näherte ich mich der Versammlung. Aber wie erstaunte ich, als ich in ihrer Mitte meinen geliebten Capitän erkannte! Er erhob sich, nahte sich mir freundlich, ergriff und drückte meine Hand, führte mich zu dem Vorsitzenden der Versammlung und sprach: „Edler Graf von Styrum, dieß ist der junge Mann, den ich mir zum Lieutenant erkoren, und den ich geprüft und würdig erfunden habe, diesen ehrenvollen Posten in unserm Befreiungskampfe zu bekleiden. Zwar fehlt es ihm noch an den nöthigen Kenntnissen, allein bei seiner Begabung und bei seinem Fleiße stehe ich dafür ein, daß er mit Ende des Winters das Fehlende sich angeeignet haben wird; und so bitte ich denn, ihn in dieser Eigenschaft zu bestätigen.“

Der Graf von Styrum neigte sich bejahend und sprach zu mir: „Mein Sohn, du wirst in diesem Augenblicke zu einem wichtigen Posten erhoben. Willst du der guten Sache und dem Vaterlande treu sein, treu bis in den Tod, so schwöre jetzt auf dieß Evangelienbuch den Eid der Treue!“

„Dem Vaterlande und der guten Sache will ich treu sein bis in den Tod, mit Leib und Leben!“

rief ich feierlich, legte die Finger auf das Evangelienbuch und schwur den Eid, wie ihn mir der Präsident der Versammlung, Graf Styrum, vorsagte. Alle knieten während des Schwures.

„Lieutenant Heyn,“ hub der Graf an, „Ihr wißt, die Niederlande werden von den Spaniern hart bedrängt. Ihre Priester möchten gern uns und unsern Glauben unterjochen. Allein die Kraft einer Nation besteht nicht in ihrer Volkszahl, sondern

in der Tugend ihrer Bürger. Darum sind Hollands Edle jetzt zusammen getreten, Gut und Blut zu wagen, um das spanische Joch abzuwerfen. Aber der Plan muß geheim gehalten werden, damit unsere schwachen Kräfte nicht in der Geburt ersticken. Guern Capitän, meinen Vetter, den wir am fähigsten erachten, haben wir zum Contreadmiral unserer gegen Spanien zu bemannenden Flottille ernannt und es ihm überlassen, sich einen Lieutenant zu wählen und uns zur Bestätigung vorzustellen. Das hat er mit seiner ihm eigenen Klugheit und Vorsicht gethan. Seine Wahl ist auf Euch gefallen. Er hat Euch geprüft, und Ihr seid in den Proben der Recht-



in der Tugend ihrer Bürger. Darum sind Hollands Edle jetzt zusammen getreten, Gut und Blut zu wagen, um das spanische Joch abzuwerfen. Aber der Plan muß geheim gehalten werden, damit unsere schwachen Kräfte nicht in der Geburt ersticken. Guern Capitän, meinen Vetter, den wir am fähigsten erachten, haben wir zum Contreadmiral unserer gegen Spanien zu bemannenden Flottille ernannt und es ihm überlassen, sich einen Lieutenant zu wählen und uns zur Bestätigung vorzustellen. Das hat er mit seiner ihm eigenen Klugheit und Vorsicht gethan. Seine Wahl ist auf Euch gefallen. Er hat Euch geprüft, und Ihr seid in den Proben der Recht-

Deutsche Jugend. III.

auf Eure Schultern. Bleibt des Vertrauens der Edlen des Landes stets würdig und benutz die Tage des Winters, Euch die fehlenden Kenntnisse anzueignen, damit es Euch so wenig an Kraft als an Willen gebreche. Dieser Degen, mit dem ich Euch jetzt umgürte, helfe den Niederlanden Frieden und Freiheit erkämpfen!

Ihr könnt jetzt in Euer Quartier zurückkehren. Bleibt dem Scheine nach diesen Winter ein Matrose und entdeckt Niemanden etwas von dem, was Ihr hier erfahren habt und was Ihr geworden seid. Verschweigt es, bis Ihr an Bord geht. Der Herr sei mit Euch!“ —

Alle wünschten mir hierauf Glück, und mein Hauswirth erhielt Befehl, mich nach Hause zu führen, wohin mir auch mein edler Capitän, jetzt mein Chef, noch heute Abend zu folgen versprach.

Mit welchen Gefühlen ich den Saal verließ, dieß Euch zu beschreiben, meine Lieben, ist mir nicht möglich. Ich danke Gott, daß er mir in den schweren Proben Kraft verliehen hatte, und bat ihn, mich auch ferner in seine Obhut zu nehmen und mich zu stärken, damit ich meinen Eid heilig erfüllen könne. Auf dem Heimwege wurde fast kein Wort gesprochen; jeder war zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

Raum hatten wir uns niedergesetzt, so erfuhr ich Dinge, die auf einmal ein helles Licht über das Vorgefallene verbreiteten. Die Wirthin war Schwester des Capitäns, und alles, was sie und ihr Mann mir von ihrer Noth gesagt hatten, war nur eine Erfindung gewesen, um meine Freundestreue und Verschwiegenheit zu prüfen. Gott Lob, ich hatte die Prüfungen bestanden!

Jetzt kam auch der Capitän. Bei einer kleinen, aber heitern Mahlzeit entdeckte er mir seine Pläne und gab mir Lehren, wie ich den Winter zu benutzen habe. Auf meine Anfrage hat er mir erlaubt, Euch, geliebte Eltern und Schwester, mein Schicksal mitzutheilen, doch mit der inständigen Bitte, keiner Seele etwas davon zu sagen.

Ich habe nun den ganzen Tag mit Unterrichtsstunden besetzt. Von meinem Wirth und seiner Frau werde ich vor Fremden, unserer Verabredung gemäß, wie bisher behandelt. Nur im einsamen Zimmer ist der Capitän Admiral und ich sein Lieutenant, und dann ist er mir Vater und Lehrer zugleich. Er besitzt große nautische und taktische Kenntnisse, das heißt, er versteht die Schiff- und Kriegsführung aus dem Grunde. Wenn man einen solchen Führer hat, dann muß man wohl etwas lernen.

Nun, Geliebte, kennt Ihr meine Erlebnisse und meine Aussichten. Möchte ich doch des Vertrauens recht würdig werden, welches mir meine Obern entgegen gebracht haben! Auch Euch wird mein Schicksal mit Freude und Staunen erfüllen. Die Träume meiner Jugend konnten nicht schöner in Erfüllung gehen. Möge Euer frommes Gebet mich auf meiner Fahrt begleiten. Gott sei mit Euch, wie er mit mir sein möge! In Sturm und Nacht, in Kampf und Drang sei er mein Compaß, mein Leitstern und mein Anker! Dann wird mein Dienst dem schwer bedrängten Vaterlande zu gute kommen, und ich werde dereinst im sichern Hafen landen, gleich viel,

ob ich im tiefen Grunde der See, oder in heimischer Erde die letzte Ruhe finde.

Fahrt wohl, und wenn Ihr könnt, schreibt mir bald wieder. Ich verbleibe stets

Euer treuer Sohn und Bruder

Peter Heyn.

Höchstes Staunen und innigste Freude, aber bei der Mutter und Schwester auch große Sorge rief dieser Brief in der Haidemühle hervor; Sorge — denn welche gefährliche Lebensbahn betrat nun der geliebte Sohn und Bruder!

Erst im Frühjahr, als die Flottille in See stach, kam ein zweiter Brief vom Lieutenant Heyn, und erst jetzt durfte den Freunden und Bekannten mitgetheilt werden, was aus Peter Großes geworden war. Daran ließ es denn besonders Inse nicht fehlen. Der Schulmeister, wenn das Gespräch auf Peter kam, sagte mit vergnügtem Händereiben: „Ja, der mußte wohl etwas Großes werden! Der hat mehr von mir gelernt, als alle die Andern!“

Martin gönnte ihnen diese Freude; sein Herz sagte ihm, daß er es eigentlich sei, dem der Jüngling sein Glück hauptsächlich zu verdanken habe, und dieß Bewußtsein war ihm Lohns genug. —

Bald nachher wurde die anmuthige Margarethe die Frau Hantes, des braven Müllers. Sie zogen auf eine herrschaftliche Mühle, wo sie bei fleißiger Arbeit ihr gutes Fortkommen fanden. Immer war es ein Festtag für sie, wenn sie die Alten in der Haidemühle besuchen, von ihrem wachsenden Wohlstand und ihren häuslichen Freuden erzählen konnten. Wenn aber Margarethe den Alten eine rechte Freude machen wollte, dann sang sie mit ihrer schönen, hellklingenden Stimme das herrliche Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott“. Allen trat dann jener Abend wieder vor die Seele, an welchem Peter und Margarethe verwaist und verlassen in die Haidemühle gekommen waren, um da eine neue Heimath zu finden. Wie sichtbar war hier die leitende Hand des himmlischen Vaters, dessen Führung Eltern und Kinder sich finden ließ! Hatte Margarethe das Lied zu Ende gesungen, so fiel sie oft tief gerührt den Eltern um den Hals und küßte sie in dankbarer Kindesliebe. — Der Segen fleißiger Arbeit blieb nicht aus, Hante und Margarethe lebten zufrieden und glücklich und ihr Wohlstand mehrte sich von Jahr zu Jahr.

Lange Zeit war vergangen, Peter hatte nichts von sich hören lassen, da kam endlich ein Brief mit schwarzem Siegel. Martin zitterte, ihn zu erblicken, als er aber Peters Handschrift erkannte, öffnete er ihn. Der Brief enthielt lange Schilderungen von Peters Seefahrten und den Gefechten, denen er beigewohnt hatte.

Eins derselben, dessen Ausgang für sein Schicksal besonders entscheidend wurde, schilderte er in folgender Weise ausführlich.

„Das Schiff, auf welchem ich mich befand,“ schreibt Peter, „ein großes Linienschiff, war bestimmt, im Canal auf feindliche Schiffe Jagd zu machen. Wir hatten schon mehrere Tage gekreuzt, und immer noch wollte sich der Feind nicht blicken lassen. Ihr könnt Euch vorstellen, mit welcher Ungeduld die Gelegenheit herbeigesehnt wurde unsere Tapferkeit zu zeigen, vor allen von uns jungen Waghälften. Endlich, am Morgen des achten Tages, gerade als die Sonne eben aufgegangen war und der frische Seewind die Nebel zerstreut hatte, rief die Wache: „Ein spanisches Schiff in Sicht!“ — Sofort waren wir alle auf Deck und schauten nach der angedeuteten Richtung aus. Richtig, da erhob sich der dunkle Rumpf des Fahrzeuges über den im Morgenrothe wie Rosen glühenden Wogen. Es war eine große, stolze Fregatte. Die frische Brise blies in ihre ausgepannten Segel, und wir bemerkten deutlich, daß sie sich uns näherte. Aber wir waren nicht unvorbereitet. Unsere Kanonen, unsere Munition, Alles war in bester Ordnung. Dazu kam noch, daß unser Contreadmiral diesmal selbst mit auf dem Schiffe war, und in dessen Gegenwart hatten wir stets doppelten Muth; denn von seinem Scharfblick und seiner Kaltblütigkeit in der Stunde der Gefahr hatte er uns mehrfach Proben gegeben. Er erteilte sofort das Commando zum Angriff.

Der Spanier konnte aber nicht warten, bis wir nahe genug herangekommen waren; er feuerte schon, als die Entfernung zwischen ihn und uns noch zu groß war, und die Kugeln schlugen vor uns in die See. Wir dagegen warteten, bis wir uns gerade in der richtigen Entfernung befanden. Die Kanonen waren alle gerichtet, die Munition vertheilt. Die Mannschaft harrete nur auf das Kommando. Todtenstille herrschte auf dem Schiffe. Jeden Augenblick konnte der wilde Tanz beginnen. Da erscholl der Befehl, und unsere erste Lage fuhr dem Feinde in die Planken. Die Kugeln saßen; wir merkten es an der Unruhe, die auf dem Schiffe herrschte, als sich die dicken Pulverwolken verzogen hatten. Immer mehr näherten wir uns. Die Reihe des Feuerns

war nun an dem Feinde. Es dauerte auch nur eine bis zwei Minuten, da drehte sich die Fregatte und gab ihre volle Lage auf uns ab. Es war ein furchtbarer Krach, als ob das ganze Schiff aus einander berste, aber nur drei Kugeln fuhren in unsern Rumpf, die übrigen gingen zu hoch, in unsere Spieren hinein. Unser Schiff glitt ruhig in derselben Richtung weiter, als ob nichts geschehen sei. Nicht eher erwiderten wir den Gruß, als bis wir in Schußnähe an dem Gegner vorübergingen; da aber ließen wir alle unsere Backbordkanonen losdonnern.

Nun begann erst der wirkliche Kampf. Nun ging es auf Leben und Tod. Wie schlug uns das Herz in der Brust! Wie spannten sich alle unsere Sehnen! Denn jetzt hieß es: Aufgepaßt! Konnte doch ein versäumter Augenblick unser Verderben werden. Gleichwohl fühlte ich keine Spur von Furcht, im Gegentheil, mein Herz glühte von heißer Kampflust.

Nach dem Abgeben der Ladung hatte unser Schiff wieder gewendet, und beide Fahrzeuge lagen nun mit der breiten Seite einander gegenüber. Die Kanonen spieen Tod und Verderben. Schuß folgte auf Schuß. Der entsetzliche Donner wirkte fast betäubend. Dazwischen erscholl das Mark und Bein durchbringende Gejammer der Verwundeten, das Aechzen und Stöhnen der Sterbenden. Es war ein entsetzlicher Anblick, wenn sich zeitweilig die Rauchwolken vom Verdeck verzogen. Aber ich hatte keine Zeit, mich solchen Betrachtungen hinzugeben. Der Dienst meiner Kanoniere an der mir anvertrauten Stückpforte nahm mich vollständig in Anspruch. Meine Leute hielten sich brav; jeden Schuß begleiteten sie mit einem lauten Hurrah. Ihre Oberkleider hatten sie abgeworfen und arbeiteten nur in ihren weiten Hosen. Konnte ich mich auf einen Augenblick umschauen, so sah ich, wie aus den Kammern von Schiffsjungen Pulver und Kugeln herbei geschleppt wurden, wie die Leute die Wischer in den Händen herumwirbelten, wie meine Kameraden, die übrigen Offiziere, ermunternd den Degen schwangen, und — was das Schrecklichste war — die Verwundeten und Sterbenden. Sie waren in die Mitte des Verdecks getragen und lagen dort in ihrem Blute, während die Schiffssärzte um sie beschäftigt waren. Ach, ein solcher Anblick ist herzzerreißend.

Auch an mich trat die Gefahr immer näher heran. Die Wand unserer Stückpforte wurde von einer Kugel zertrümmert und eine andere streckte zu gleicher Zeit drei meiner Kanoniere danieder. Eben wollte ich das Geschütz abfeuern lassen, aber

der Oberkanonier war gefallen. Was sollte ich machen? Ich nahm schnell die Lunte aus seiner Hand, blies sie an, legte sie auf das Zündloch, und der Schuß donnerte los. Das Geschütz konnte aber nicht mehr bedient werden, weil mir nur noch ein Kanonier zur Verfügung stand. Ich begab mich also mit ihm auf die obere Schiffschanze, um dort entstandene Lücken ausfüllen zu helfen.

Mein erster Blick fiel auf den Admiral, der in eigner Person das Commando führte. Die linke Hand hatte er über die Stirn gelegt und spähte mit ruhigen, scharfen Blicken hinaus in die Gefahr. In der Rechten hielt er den Degen, und mit kräftiger, aber durchaus nicht angestrenzter Stimme ertheilte er seine Befehle. Plötzlich glitt ein triumphierendes Lächeln über sein wettergebräuntes Antlitz. Eine Kugel zersplitterte den Hauptmast des feindlichen Schiffes; er brach auf halber Höhe ab und fiel unter lautem Jubel der Unfern über Bord. Unser Schiff hatte zwar auch sehr gelitten, aber unsere Masten standen doch noch alle drei. Der Feind dagegen hatte auch vom Fockmast eine Stenge und Raa verloren und auch sonst mehrere wichtige Rundhölzer eingebüßt, so daß die Mannschaft das Schiff nicht mehr beherrschen konnte. Man bemerkte deutlich, daß sie in Verwirrung gerieth, und das feindliche Feuer wurde bereits schwächer. Es war auch, als ob plötzlich eine Windstille eingetreten wäre, und die Schiffe behaupteten fast dieselbe Stellung zu einander. Langsam und majestätisch hob und senkte sich unser Fahrzeug. Stolz ragten alle seine Masten empor, die Raaen waren immer noch richtig gebrast und die Segel, wenn auch stark durchlöchert, blähten sich noch immer im Winde. Es litt keinen Zweifel, die Entscheidung war nahe, und sie mußte zu unsern Gunsten ausfallen.

Doch sollte unser Sieg theuer erkaufte werden. Eine Kugel schlug unweit des Admirals in die Schiffsplank, die in tausend Stücke zersplitterte. In demselben Augenblicke stürzte auch mein Wohlthäter. Er war tödtlich getroffen. Ich eilte sofort auf ihn zu, um ihn aufzurichten, allein er brach in meinen Armen zusammen. „Es ist aus mit mir,“ hauchte er mit schwacher Stimme hervor; „Peter, ich übertrage dir noch sterbend das Commando. Der Tod hat mich überrascht, sonst hätte ich dich dieser Tage zum Capitän ernannt. Du verdienst diese Würde längst. Der Feind scheint sich noch immer nicht übergeben zu wollen. Es bleibt nichts übrig, als ihm auf den Leib zu rücken und den Kampf Mann gegen Mann zu beginnen. Ich lege dein Glück in deine Hand. Diene dem Vaterlande treu,

wie bisher! Siegest du, so wird der Lohn nicht ausbleiben. Mein Geist wird — mit — dir — sein.“ — Mehr konnte er nicht sprechen, sein edles Haupt sank auf meinen Arm zurück; ich ließ ihn mitten aufs Verdeck legen und ein Segel über ihn ausbreiten.

Nun übernahm ich das Commando. Noch eine volle Ladung unseres Schiffes brüllte dem Feinde entgegen. Dann gab ich den Befehl zum Entern. Der Feind hatte sich noch nicht erholt, der Pulverdampf noch nicht verzogen, da stießen wir auch schon mit der Fregatte zusammen. Im Nu waren meine Leute hinüber gesprungen, und nun begann der Kampf Mann gegen Mann, Bootsmesser gegen Bootsmesser. Der Feind wehrte sich bis aufs Aeußerste; als aber der Capitän und ein großer Theil der Besatzung gefallen war, da sahen die übrigen das Hoffnungslose ihrer Lage ein und ergaben sich uns. Ich ließ sie entwaffnen, gefangen nehmen und sammt dem Schiffe in einen Holländischen Hafen bringen. Mit welchem Jubel wir vom Volke empfangen wurden, könnt Ihr Euch denken. Der letzte Wunsch meines Admirals gieng in Erfüllung, ich wurde zum Capitän ernannt und erhielt sogar eine goldene Ehrenkette. Doch fürchtet nicht, liebe Eltern, daß dieser äußere Erfolg mich stolz und hochmüthig macht. Stets werde ich dessen eingedenk bleiben, was Ihr an mir gethan habt. Euch gebührt mein Dank und dem Herrn allein die Ehre!“ Soweit Peters Brief.

Durch die glücklichen Erfolge der Niederländer waren die Spanier nun zwar gezwungen worden, im Jahre 1609 einen zwölfjährigen Waffenstillstand einzugehen; allein als diese Frist verstrichen und die Lage der Holländer weniger günstig geworden war als früher, begannen die Spanier den Kampf aufs neue und verlangten die Rückkehr der vereinigten niederländischen Provinzen in die alte Abhängigkeit. Auf's neue mußten daher die Waffen zum Schutze der schwer errungenen Freiheit, zur Abwehr des spanischen Uebermuths ergriffen werden.

Was den Holländern hauptsächlich fehlte, war Geld; denn die schweren Kriege und der Druck der Zeit erschöpften das Land. Peter Heyn war es, der dem Vaterlande die Mittel zur Führung des Unabhängigkeitskrieges verschaffte. In spätern Briefen berichtete er, er sei vom Statthalter und den Staaten von Holland und Westfriesland zum Nachfolger des gefallenen Contreadmirals ernannt. Sein Ruhm fieng an zu wachsen, und sein Name wurde bereits mit Bewunderung genannt. Der nunmehrige Admiral Peter Heyn lief mit seiner Flotte aus, und

fand bald Gelegenheit seine Geistesgegenwart zu zeigen. Unter dem Schleier eines dichten Nebels war es den Spaniern fast gelungen, ihn zu umzingeln, aber Heyn wußte ihnen doch durch eine Kriegslist zu entkommen. Später rächte er sich, indem er den Spaniern der westindischen Compagnie im Jahre 1626 in der Allerheiligenbai fünfundvierzig Schiffe wegnahm. Seine Klugheit und Gewandtheit, sein kalter,

Millionen holländischer Gulden hatten, führte er in einen sichern vaterländischen Hafen. Hierdurch gewann die Sachlage gleich eine andere Gestalt. Der drückende Mangel der Staaten wurde durch die ungeheuern Schätze in Wohlstand verwandelt. Jetzt konnten die größern Unternehmungen, die Hollands Flor begründeten und das spanische Joch für immer abwarfen, zur Ausführung gebracht werden. Dankbar



ruhiger Muth in den drohendsten Gefahren flößten der Mannschaft seiner Schiffe das größte Zutrauen ein. Das Vaterland war stolz auf seinen Seehelden, dessen Ruhm in allen Landen erscholl. Am herrlichsten aber strahlte sein Name, als er im Jahre 1628 die aus Südamerika heimkehrende, aus zwanzig Schiffen bestehende spanische Silberflotte nahm. Kühn fuhr er ihr mit seiner Flotte von einunddreißig Schiffen entgegen, umzingelte sie in der Bai von Matanzas bei der Insel Cuba, zwang sie zur Ergebung und bohrte die zur Bedeckung beigegebenen Kriegsschiffe in den Grund oder ließ sie sinken, weil er zu ihrer Fortführung nicht Mannschaft genug hatte; die Schiffe aber mit den Goldbarren, die einen Werth von über zwölf

ehrte das Vaterland seinen ruhmbedeckten Seehelden, der für seine That zum Admiral von ganz Holland ernannt wurde. Die Sonne seines Ruhmes hatte nun ihren höchsten Stand erreicht. Der Held sah sie nicht untergehen, sondern es war ihm vergönnt, in ihren hellsten Strahlen die Augen zu schließen. Bald nachdem Admiral Heyn die Silberflotte genommen hatte, fiel er in einer Seeschlacht gegen die Spanier auf der Höhe von Dünkirchen. Zwei Matrosen fiengen den Sinkenden in ihren Armen auf; noch drohend erhob die erstarrende Rechte das Schwert, und mit den Worten „Fahre wohl, mein Vaterland!“ hauchte er die edle Heldenseele aus. Noch wogte und tobte die entsetzliche Seeschlacht,

zischend schlugen die Kugeln in die hochausspritzende  
 Blut, der Donner der Kanonen brüllte dumpf über  
 das aufgeregte Meer, und brennende Schiffe bil-  
 deten die Todtenfackel des Helden. Das war ein  
 schöner Tod, wie er eines Seehelden würdig ist!  
 Wohl siegten die Holländer, aber der Tod ihres  
 Admirals verfezte sie in die größte Trauer. Mit  
 gesenkten Flaggen auf halber Höhe des Mastes  
 liefen die siegreichen Schiffe in den Hasen ein. Die  
 irdischen Reste des Helden wurden in der alten Kirche  
 zu Delft, seiner Geburtsstadt, beigesezt, woselbst auch  
 das dankbare Vaterland seinem Andenken ein Ehren-  
 mal stiftete, das folgende Inschrift trägt:

Hier ligt Piet Heyn,  
 Zyn naam is klein,  
 Zyn daad is groot:  
 Hy sloeg de spansche Zilvervloot.

Hier liegt Piet Heyn,  
 Sein Nam' ist klein,  
 Seine That ist groß:  
 Er schlug die spanische Silberflotte.

Heyns Bildniß, das einen ehrwürdigen Kopf  
 voller Festigkeit in den Gesichtszügen zeigt, hängt  
 noch jetzt in dem Saale der Seefahrtsschule zu  
 Amsterdam, neben den Bildnissen der Admirale de  
 Ruyster und Tromp.

Die Nachkommen seiner Schwester Margarethe,  
 deren Namen zu nennen uns nicht gestattet ist,  
 wohnen zur Zeit noch im Herzogthum Oldenburg,  
 und ihren Familiennachrichten verdanken wir diese  
 Aufzeichnungen.

## Handwerksleute. Von Julius Sturm.

Illustrirt von Fedor Klinger.



Das Schwälbchen ist ein Maurer,  
 Das mauert fein und fest  
 Hoch an des Hauses Giebel  
 Sein kleines braunes Nest.



Der Buchfink ist ein Weber  
 Und seine Kunst ist groß,  
 Er webt am Apfelbaume  
 Sein Nestchen fein aus Moos.

Der Specht, der ist ein Zimmerer,  
 Der zimmert, daß es schallt,  
 Zum Hänslein sich geschäftig  
 Den hohlen Baum im Wald.



Der Stieglitz ist ein Waller;  
 Zusammen sitzt er fest  
 Aus Würzeln und Wolle  
 Für seine Brut das Nest.



Der Gimpel flieht ein Körbchen,  
 Das einer Wiege gleich,  
 Drin ruhen seine Kinder  
 Wie Prinzen sanft und weich.

Der Kukul lacht: „Mein Weibchen  
 Wir sehn behaglich zu,  
 Dann legst du deine Eier  
 Zus fremde Nest! Kuku!“



## Wie ein braver Pommer sich im letzten Kriege das eiserne Kreuz geholt hat.

Mitgetheilt von **Gustav Zahn.**

Original-Zeichnung von **H. Lüders.**

Von Rechts wegen müßte der Pommer seine Geschichte selbst erzählen, oder ich müßte es mit seinen eignen Worten thun; aber das geht leider nicht an, denn ich kann weder plattdeutsch sprechen noch schreiben, und wenn ich es doch versuchen wollte, würde ich schön ankommen bei dem werthen Manne, welcher unlängst in der „Deutschen Jugend“ als Advokat der niederdeutschen Sprache aufgetreten ist. Ein geborner Sachse lernt in seinen alten Tagen das Plattdeutsche nicht mehr, so gern er auch möchte, selbst wenn er dicht bei Stettin zwischen lauter Leuten wohnt, die unter sich nicht anders reden. Wollte ich mir auch ein Herz fassen und zu Nachbarnleuten, oder mit Knecht und Magd plattdeutsch radebrechen — man würde mich nicht bloß auslachen, denn das wollte ich mir wohl gefallen lassen, sondern würde es für eine Art Beleidigung ansehen, als ob ich meinte, die Leute verstünden kein Hochdeutsch. Ebenso zwingt sich jeder, wenn er mit mir spricht, zum hochdeutsch reden, damit ich mir ja nicht denken soll, er könne das nicht. Es geht mir also wie gewiß den meisten Lesern, ich habe es wohl bis zum Verstehen des Plattdeutschen gebracht und lese gar gern im Quickborn von Klaus Groth, oder in den Ollen Samellen von Fritz Reuter, aber selber reden und schreiben kann ich in der Tonart nicht.

Bei alledem geht es aber nicht anders, ich muß, wenn ich meine Geschichte erzählen soll, den tapfern Pommer redend einführen. Es bleibt mir also nichts Anderes übrig, als ich lasse ihn in unserer Sprache sprechen, mag dabei auch die Pölla verloren gehen, wie bei einer Gipsfigur, die durch Abschaben und Anpinseln blank und sauber gemacht werden soll. Wenigstens, damit will ich mich schließlich trösten, werden die meisten Leser in der allgemeinen Schriftsprache die Geschichte am besten verstehen.

Also ich erzähle, wie ich es von einem Freunde gehört habe, der sich eine Zeit lang bei einem hinterpommerschen Gutsbesitzer zu Besuch aufgehalten hat. Der bemerkte nämlich unter den Gutsarbeitern einen kräftigen strammen Burschen mit dem eisernen Kreuze auf der Brust, und nahm ihn aufs Korn, um auch einmal Kriegsgeschichte aus dem Volksmunde zu studiren. Weil aber die Pommern nicht von vielem Reden sind, wartete er eine günstige Gelegen-

heit ab und sorgte für Tabak und ein gutes Glas Bier, so daß es ihm richtig gelang, die schweigsame Zunge zu lösen.

„Ja Herr,“ sagte der Pommer, „das ist ein wunderlich Ding mit dem Kreuze da, und wenn Ihnen die Geschichte nicht zu lang wird, will ich sie gern erzählen. Für tüchtiges Einhauen habe ich es gekriegt, und zwar von keinem Geringern, als Sr. Majestät, König Wilhelm selber; aber was für ein Einhauen das war, sollen Sie gewiß nicht rathen.“

„Wir Pommern hatten so lange vor dem verzwackten Reste, vor Metz, gelegen, daß uns das Zeug am Leibe schimmelig werden wollte, und freuten uns nicht schlecht, als die Geschichte dort endlich zum Klappen gekommen war. Mit Hurrah ging's auf Paris los, aber so schneidig wir waren, dachte doch keiner daran, daß wir so schnell vor den Feind sollten. Man ließ uns gar nicht zu Athem kommen, wir mußten, wie wir gingen und standen, gleich frisch in's Feuer hinein. Doch wie das vor Paris herging, werden Sie aus Ihren Büchern besser wissen, als ich Ihnen erzählen kann.“

„Wir wollen sehen, warf ihm mein Freund in's Wort. Dann hätten Sie sich also vor Champigny Ihre Auszeichnung erkämpft. Ja, das waren heiße Tage damals, obgleich es Winter war, und mancher Mutter Sohn hat dort ins Gras beißen müssen. Die Franzosen hatten am 30. November einen großen Ausfall gethan und sich mit aller Macht auf die Würtemberger und Sachsen geworfen, die bei Champigny und Brie standen. Der Ausreißer von Sedan, der General Ducrot, hatte geschworen, er wolle nur als Sieger oder als Leiche nach Paris zurückkehren. Sechs Stunden lang hatten die Würtemberger den wilden Anprall heldenmüthig ausgehalten, da mußten sie endlich Champigny aufgeben, und nicht anders war es den tapfern Sachsen in Brie ergangen. Die beiden Ortschaften sollten aber dem Feinde wieder genommen werden, es koste was es wolle. Da mußten die Pommern vor, die eben von Metz her in die Belagerungslinie vor Paris einmarschirten, um den Würtembergern und Sachsen beizuspringen.“

„So ist's Herr!“ sagte der Pommer. „Sie erzählen Alles so deutlich, als wenn Sie mit dabei gewesen wären. Am 2. Dezember wars, ich werde es

mein Lebtag nicht vergessen, denn auf den Tag vorher fällt gerade mein Geburtstag. Unser Regiment hatte die Richtung auf Champigny. Meine Compagnie mußte ausschwärmen und ich kam in einen kleinen Graben zu liegen, hatte gute Deckung und feuerte gelassen auf den Feind vor mir los.

„Jetzt gilt's, Zungens,“ sagte mit eins unser Hauptmann, als die Rothhosen vor uns immer dichter herausquollen, „die müssen wir aufhalten, bis die Kameraden hinter uns heran sind! Schießt, was das Zeug halten will.“ — „Damit mir die Sache

keine Patronen da, dann hast du immer noch Zeit zum Zurückgehen.

„Wie ich im besten Schießen bin, kommt unser Adjutant hinter mich angesprengt und schreit aus vollem Halse: „Zurück! Zurück! Kerls, habt ihr denn keine Ohren mehr!“

„Ach was,“ antworte ich und drehe mich so halb um, „ich will erst noch die Handvoll Patronen da verschießen!“

„In dem Augenblick, wie ich den Kopf wende, ist auch der Adjutant schon wieder weit weg und ich



besser zur Hand sein soll, schützte ich meine Patronentasche aus und packe meinen ganzen Vorrath von Patronen rechts neben mich hin, daß ich nur immer zugreifen brauche, wenn ich lade. Des Franzosenvolkes war unterdessen immer mehr geworden, ich habe aber nichts Arges, sondern denke bei mir: wenn das so geht, dann muß jeder Schuß seinen Mann treffen, ohne daß die Kugeln dir etwas anhaben können.

„Da läßt unser Oberst, dem die Dinge vor ihm doch zu bedenklich werden mochten, zum Zurückgehen blasen. Ich denke: ach was, deine Patronen wieder einpacken ist zu umständlich, und liegen lassen kannst du das liebe Gut doch hier auch nicht — aufhalten sollt ihr den Feind — hast ja ausgeruhete Beine und kannst also besser laufen als die Franzosen — mag kommen, was will, du verschießest erst

sehe, daß ich ganz allein noch in der Linie bin, vor mir aber ist Alles roth von Franzosen. Der Tausend, denke ich, nun wird's Zeit, das du dich dran hältst, und so feuere ich, was giebst du, was hast du, drauf los, bis meine letzte Patrone aus dem Lauf ist und die Franzosen keine zwanzig Schritt mehr vor mir stehen.“

„Jetzt springe ich auf und nehme meine Hacken hoch, immer, hast du nicht gesehen, hinter meinem Regimente her. Die Franzosen erhoben ein Wuthgeschrei und wie ein Hagelwetter sausten ihre Kugeln mir über den Kopf; aber alle gingen zu hoch und ich komme richtig zu meinen Leuten zurück, ohne daß mich auch nur eine von ihren verwünschten blauen Bohnen geschrammt hätte.“

„Wie ich in meinen Zug eintreten will, sehe

ich, daß der Adjutant immer auf unseren Obersten los redet und mit der Hand umherfuchelt.“

„Halt, denke ich, der kanns nicht verwinden, daß du nicht Ordre parirt und gerufen hast: ich verschieße erst meine Patronen. Aber ich denke weiter: hange machen gilt nicht! und übrigens sind wir doch hier nicht auf dem Exerzirplatz.“

„Richtig, unser Oberst war ein kreuzbraver Mann, für den wir alle durchs Feuer gingen — er läßt den Adjutanten stehen, kommt an mich herangeritten, lacht übers ganze Gesicht und sagt: „Kerl, sind denn wirklich deine Knochen noch heil?“

„Zu Befehl, Herr Oberst, sage ich.“

„Da lachte er wieder und sagte: „Dann kannst du mehr als Brot essen.“ Damit war die Sache abgemacht.“

„So dachte ich wenigstens, denn viel Zeit zum Ueberlegen blieb uns nicht. Es war ein wilder Tag, Herr, und wenn ich Alles erzählen sollte, was unser Regiment bis zum späten Abend noch durchgemacht hat, da würde ich heute nicht fertig. Unser einer vergißt das wieder, und ich hätte die Geschichte mit den Patronen gewiß auch längst vergessen, wenn der Adjutant nicht gewesen wäre. Den mochte es ja wohl verdrießen, daß ich ohne Verweis davon gekommen war, und er hätte ja auch meinetwegen mich hinterdrein eins anbrummen können, ich hätte den Mund gehalten und hätte meinen Wischer in die Tasche gesteckt. Aber daß er die Sache so weit treiben würde, hätte ich nimmermehr gedacht.“

„Daß ich es kurz erzähle, am folgenden Nachmittage hieß es mit einem Male, der König wäre da, um das Schlachtfeld von gestern zu besuchen. Wir mußten antreten und als der alte Herr an uns vorüberfuhr und uns so freundlich grüßte, da schrien wir nicht schlecht Hurrah! Endlich war auch das vorüber — wir warteten nur noch auf den Befehl zum Auseinandertreten — und ich freute mich schon im Stillen auf mein Mittagessen, denn ich hatte ein Gericht Kartoffeln über Seite gebracht, und mittlerweile einen heidenmäßigen Hunger.“

„Da kommt plötzlich unser Adjutant auf mich los, lacht mich an und sagt, ich solle auf der Stelle da- und dahin kommen, Sr. Majestät der König wolle mich sprechen.“

„Ich denke, der Schlag soll mich rühren, aber ich wollte mir nichts merken lassen und antwortete: Zu Befehl. Ich habe nichts Böses begangen.“

„Da grinzte mich der Adjutant wieder an und dreht an seinem Schnurrbart herum, als wollte er sagen: wirst schon sehen was nun kommt! Morgen werden wir uns weiter sprechen.“

Deutsche Jugend. III.

„Was soll ichs leugnen, mir schlotterten meine Kniee, als ich hinging, solch ein Schreck war mir in die Glieder gefahren; aber ich tröstete mich unterwegs und dachte bei mir: du hast nichts Böses begangen und wolltest doch nur die Patronen nicht umkommen lassen.“

„So führt man mich denn vor ein Haus, vielleicht das einzige, das in Champigny noch einigermaßen heil war. Wie ich eintrete, komme ich zuerst in einen Saal, da stand eine große Tafel gedeckt und das roch um mich her so lieblich, daß mir ordentlich das Wasser im Munde zusammen lief. Im Zimmer daneben, dessen Thüre halb offen stand, waren lauter Generale und Prinzen und mitten drunter König Wilhelm selber.“

„Ich sehe mir so mit meinem hungrigen Magen die Tafel an und denke eben: Wer doch hier miteßen könnte; der brauchte sich in seinem Quartier nicht erst Kartoffeln zu schälen! da hatte man mich auch schon beim Könige gemeldet und ich muß ins Nebenzimmer hinein.“

„Jetzt kommt der König auf mich los und sieht mich so freundlich an, daß mir gleich das ganze Herz aufgeht, und sagt zu mir: „Mein Sohn, wie war die Geschichte gestern mit deinen Patronen? Erzähle mir einmal Alles ganz genau, was du davon noch weißt!“

„Zu Befehl, Ew. Majestät, sage ich, das will ich thun, und fange nun auch an, Alles haarklein zu erzählen, wie ich im Graben gelegen hätte und alle meine Patronen neben mir, und wie ich das Signal zum Zurückgehen wohl gehört hätte, aber das liebe Gut doch nicht hätte umkommen lassen wollen, und wie der Herr Adjutant angesprengt gekommen wäre und geschrien hätte: Zurück, zurück! Kerls, habt ihr denn keine Ohren mehr?“

„Ueber dem Erzählen aber war mir alle meine Angst vergangen und ich sprach, wie mir der Mund gewachsen war, und sagte: Herr König, zum Complimente machen war keine Zeit und man konnte auch vor dem Geknalle sein eigenes Wort nicht hören, da habe ich mich umgedreht und gerufen: Ach was, ich verschieße erst meine Patronen hier. Das ist das Ganze gewesen, Ew. Majestät, weiter habe ich nichts verbrochen.“

„Da lachte der König über sein ganzes Gesicht, und hat mich auf die Schulter geklopft und gesagt: „Das hast du brav gemacht, mein Sohn!“

„Halt, denke ich, jetzt hast du Oberwasser, nun soll dir der Adjutant nur kommen! Damit, meinte ich, seis genug und ich könnte „rechts um kehrt“ machen. Da sagt der König noch zu mir: „Hast du schon zu Mittag gegessen, mein Sohn?“

„Zu Befehl, Ew. Majestät, antworte ich, ich bin noch mundnüchtern.“

„Und hast wohl tüchtigen Hunger?“ fragte der König weiter.“

„Zu Befehl, sage ich, aber der Durst ist auch nicht schlecht!“

„Da lachte der König wieder und sagte, dann solle ich bei ihm mitessen.“

„Nun mußte ich mich mit an die große Tafel setzen und ehe ich mir's versehe, hatte ich einen Teller mit Erbsuppe vor mir. Sieh da, denke ich, wie ich den ersten Löffel voll koste, die ist nicht von Berliner Erbswurst gemacht. Na Herr, so was von Erbsuppe habe ich in meinem Leben noch nicht gegessen und werds wohl auch nicht wieder. Die schmeckt mir heute noch gut. Schade nur, dachte ich, daß der Teller nur halb voll ist.“

„Ich mochte wohl auch mit den Paar Löffeln zu bald fertig geworden sein, denn der König rief über den Tisch: „Möchtest du auch noch etwas Suppe haben, mein Sohn!“

„Zu Befehl, Ew. Majestät, sage ich, wenn noch ein Bißchen da ist.“

„Da lachten die Herrschaften alle und der König winkte einem Feldjäger, oder so einem Leibkammerdiener, was weiß ich, was für einen Titel die Kerle da haben, und der bringt mir nun auch noch einen tüchtigen Teller voll Erbsuppe. Ich bin denn nicht schlecht darüber her und lasse mir es gut schmecken.“

„Wie ich im besten Essen bin, geht die Thüre auf und es bringt einer auf einer großen Schüssel einen mächtigen Braten herein und setzt ihn auf einen Tisch, der rechts an der Wand ganz in meiner Nähe stand, und ein anderer Herr tritt an die Schüssel und säbelt mit einem großen Vorlegemesser Stück auf Stück von dem Braten herunter.“

„Sieh da, denke ich, der ist nicht schlecht. Mit dem Verhungern hats heute hier keine Noth. Ist das eine Kalbskeule oder ein Hinderviertel?“

„Ich hatte aber nicht viel Zeit zum Denken, denn die Anderen waren mit ihrer Suppe schon fertig, und ich mußte mich dazu halten, daß ich es auch wurde. So wie ich aber den letzten Löffel in den Mund gebracht hatte, war auch im Nu mein Suppenteller fort und ehe ich mich recht besinnen kann, da reicht mir wieder so ein Feldjäger, oder was er war, eine Schüssel hin, die der Herr am Nebentische eben wieder bis an den Rand voll von dem großen Braten heruntergesäbelt hatte.“

„Ich nehme die Schüssel in meine beiden Hände und setze sie vor mich hin. Sieh da, denke ich, der hats dir bequem gemacht. Das sind ja lauter Appetits-

häppchen, da brauchst du nicht viel zu kauen. Ein Bißchen viel ist's freilich, aber der Mann meints gut mit dir und wirds dir wohl angesehen haben, daß du einen rechtschaffenen Hunger hast; vielleicht hat er auch gedacht, er will dir gleich aufs erste Mal genug geben, damit er nicht wie bei der Suppe zweimal zu kommen braucht. Und damit fange ich an, tüchtig auf die Schüssel los zu essen, und nehme dem Feldjäger auch noch so ein Affiettschen mit Kartoffeln ab und stelle es neben meine Schüssel.“

„Da sehen mich Alle am ganzen Tische mit großen Augen an, denn sie mochten wohl denken: die Schüssel voll zwingt er nimmermehr; aber der König mochte seine Pommeren besser kennen, denn er lachte laut und sagte bloß: „Brav, mein Sohn, laß es dir gut schmecken und vergiß auch das Trinken nicht.“

„Ich aber saß da und die hellen Schweißtropfen standen mir auf der Stirne, denn die Augen waren dießmal doch größer gewesen, als der Magen; aber ich dachte: hier darfst du dich nicht lumpen lassen, sonst wirst du vor der ganzen Gesellschaft zum Spotte. Und so aß ich drauf los, daß mir der Schweiß wie ein Bach über die Stirne und an den Schläfen herunterlief, bis ich die Schüssel rein abgeputzt hatte.“

„Da lachte der König noch einmal so recht herzlich, sah mich an und rief über den Tisch: „Brav, mein Sohn, möchtest du auch noch ein Stück Braten haben?“

„Mir aber war so wohl ums Herz und so confus im Kopfe geworden, denn mein Nachbar hatte mir immer brav eingeschickt, und ich lachte den König wieder an und es fuhr mir so heraus: Zu Befehl, Ew. Majestät, wenn noch ein Bißchen da ist!“

Da pläzte die ganze Tischgesellschaft laut los vor Lachen und unser lieber König lachte auch, daß er sich die Seiten hielt, und sagte: „Nein, nein, laß gut sein, mein Sohn, für heute ist's genug! Ich bin mit dir zufrieden, jetzt kommt ein anderes Gericht zum Nachtsch.“

„Dabei winkte er einem Herrn, der neben ihm saß. Der stand auf, kam auf mich zu und hing mir das Ding da an die Brust.“

„So habe ich mir mein eisernes Kreuz ehrlich verdient mit Einhauen, lieber Herr, denn sauer ist es mir bei meiner Schüssel geworden, das können Sie mir glauben. Wie ich nach Hause gekommen bin, weiß ich nicht mehr recht; aber so ein Königswort macht Alles gut, denn am andern Morgen hat mir unser Adjutant die Hand geschüttelt und hat mir zum eisernen Kreuze gratulirt und keine Silbe wieder von den Patronen erwähnt, und wir sind den ganzen Feldzug durch die besten Freunde gewesen.“

# Die Tausendkünstler.

## III.

Text und Illustrationen von Fedor Klinger.

Der kleine Japanese, ein Fastnachtscherz.

Die Geburtstagsfeier eines Mitgliedes der Familie war für Fritz allemal ein Hauptfest und dadurch eine Anregung zu heimlichen Vorarbeiten in seinen Freistunden. Unter seinen geschickten Händen entstanden nicht nur kleine sinnige Geschenke, sondern auch die mannigfaltigsten Gegenstände von oft sehr wunderbarer Art, deren Verwendung man erst am Festtage kennen lernte; denn Fritz liebte es, im Verein mit seinem Busenfreunde Karl an solchen Tagen oder Abenden eine kleine Festvorstellung zu arrangiren.

Heute war ein Haupttag, der Geburtstag der Mutter. Die Freunde und Freundinnen des Hauses saßen beisammen im traulichen Gesellschaftszimmer. Beim fröhlichen Geplauder bemerkten sie kaum den einbrechenden Abend, der sich heute etwas früher als sonst einstellte, denn draußen war dichtes Schneegestöber. Eben wurde Licht gebracht. Da klopfte es mit einem Male laut an die Thür des Zimmers und sofort trat ein putziges Kerlchen herein, das sich in seinem Aeußeren als eine Art Ausrufer zu erkennen gab, wie man sie auf Jahrmärkten häufig vor den Schaubuden ihr Wesen treiben sieht. Geleidet in eine Art von Matrosenkostüm und mit einer rothen türkischen Mütze, einem sogenannten Fes, auf dem Kopfe, trug er in der Linken einen Stab, wie sich später herausstellte, den oben durch Tücher verhüllten Vorstößen, an welchem eine große Papptafel die Blicke der Gesellschaft auf sich zog. Auf dieser waren die Worte zu lesen die wir auf obiger Tafel sehen.

Die Schrift umgaben bunte, in grellen Farben gemalte Darstellungen staunenerregender japanesischer Kunststücke. Der Ausrufer begann in gebrochenem Deutsch:

„Vorgeneihtes Gesellschaft! Sogleich werden ich haben der plaisir Ihn vorzuführen einer berühmter

Japonais, was wir aben ge'ohlt mit ferr große Kost un velle swerr Geld aus der berühmter Reich, was sich 'aben aufgeschließt vor die civilisation européenne. Monsieur le Japonais, was 'at der Name Fri-tse-young, ist eine große Kongstfertikeit. Das bedeutende Mensch 'at ge'aben der honneur su präsentir sein Kongst vor alle Könick un Kaiser von der ganze monde. Wellen er kann nix sprechen ein so reine Deutsch als ich, ich werde 'aben der Vergnügen su expliquer, was hallemal kommen vor ein spectacle.

Premièrement erschein die Kongst, su mach swei papillons von papier de riz mit weiter nix als seine bloße Fingerspitze. Inter'ehr: la chasse de papillons.“

Kaum hatte der Ausrufer geendet, als er die Thür öffnete und der so pomphaft angekündigte hereintrat. Gravitätischen Schrittes und ohne eine Miene zu verziehen ging der Japanese in die

Mitte des für die Vorstellung freigelassenen Raumes und verbeugte sich mit über die Brust gekreuzten Händen, worauf er sich sehr gewandt mit gekreuzten Beinen niedersezte. Er sah wirklich äußerst ächt aus. Der gelbe Teint des Gesichts, die geschlitzten, pfiffig dreinschauenden Augen, das auf dem Kopfe zu einem kurzen Zöpfchen vereinigte dunkle Haar und der bunte Anzug, an welchem vor allem die prachtvollen, weiten, rothseidenen Ärmel besonderen Effect hervorbrachten, der große Fächer mit bunten gemalten Figuren — alles das machte einen wahrhaft überraschenden Eindruck, der durch das Folgende noch gesteigert wurde. So wie sich nämlich der kleine Tausendkünstler hingesezt hatte, öffnete er ein kleines Täschchen und zog ein Stück weißes, einigemal zusammengefaltetes Seidenpapier daraus hervor, hielt es zwischen den Fingern in die Höhe und begann, nur mit Hülfe der Fingerspitzen, einen Schmetterling aus dem Papiere zu reißen, der, als



er fertig war, ausah, als sei er mit der Scheere geschnitten worden. Ja, noch mehr. Weil das Papier doppelt gelegen hatte, waren zwei solche Schmetterlinge auf einmal entstanden, welche der kleine Japanese mit ernstem Gesichte, in jeder Hand einen derselben, dem Publicum zeigte. Dieses bewies sich dankbar durch Händeklatschen. Der schlitzäugige Künstler legte einen der Schmetterlinge auf den ausgebreiteten Fächer und begann mit diesem zu webeln.



Da flog das papierne Ding in die Luft und flatterte gleich einem lebendigen Wesen um den Fächer her. Nach einer kleinen Weile setzte sich der Schmetterling zur Erde. „O weh!“ rief Gretchen, „nun wird er ihn mit den Fingern wieder aufnehmen müssen!“ — Das geschah aber nicht. Der Japanese stand auf und fächelte von oben herab. Da hob das Ding die Flügel, setzte ein paar mal an und — auf einmal flog es wieder lustig über den Fächer. Auf dem Tische stand in einer Vase ein prächtiger Blumenstrauß. Nach diesem hin flatterte der Schmetterling und setzte sich mit webednden Flügeln auf eine Blume. Da erschien der bisher unthätig gewesene zweite Papierfalter und lustig flatterten jetzt beide im

lustigen Tanze, dabei immer verfolgt von dem webednden Fächer. Jetzt waren sie auf einmal von diesem gefangen. Hoch in der Hand hielt der geschickte Japanese die beiden Schmetterlinge und ließ sie zum letzten Male herabwirbeln zum Boden — zwei leblose Stückchen Papier.

Rauschender Beifall folgte dem allerliebsten Kunststücke, und ernsthaft und stumm verbeugte sich der Japanese.

Mittlerweile war der Ausrufer Karl bereits thätig gewesen. Er hatte die Thür geöffnet und ein kleines Tischchen hingestellt, auf welchem eine ungefähr 40 Centimeter lange, grellbunte Pappfigur lag, welche nach Art der Hampelmänner, in den Beinen mit Gelenken versehen war und einen tanzenden Japanesen vorstellte. Der Ausrufer begann:

„Sogleich sollen der zweite partie von 'eutige spectacles, was ist genannt le nain dansant, was 'eissen in der deutscher Sprach eine ganz kleines Mensch, was ferr gern macht tanzen. Swor werden die 'Ererschaft nehmen der petit homme in

ihr Aulenschein, daß nix ist an ihm Faden oder Magnet oder cheveux von die cheveux, nomme erin, su deutsch Pferde'aar. Kleine personne werden sofort mal hier danse.“

Während dieser Rede machte die Figur in den Händen der Gesellschaft die Runde. Man überzeugte sich, daß kein Faden oder Haar daran befestigt war, wodurch eine Bewegung des Figürchens hervorgebracht werden konnte. Letzteres kam, nachdem es von verschiedenen Personen sehr sorgfältig untersucht worden war, wieder in die Hände des ruhig drein schauenden Japanesen, welcher mittlerweile hinter dem außerhalb der Thür stehenden Tischchen gewartet hatte.

Die gute Tante hatte sich auf einen Wink des kleinen Ausrufers an's Clavier gesetzt, letzterer aber war unter Büchlingen durch die Thür wieder verschwunden. Der Japanese stellte jetzt das Tischchen zwischen die Thür, seinen Fächer aber senkrecht auf die Mitte des Tischchens und lehnte das Figürchen an denselben. Langsam zog er darauf den Fächer senkrecht in die Höhe und blieb, als ob er mit magnetischer Kraft das Männchen hielte, mit der Spitze des Fächers über dem Kopfe des jetzt völlig freistehenden Zwerges. Die Musik begann, und zwar ein lustiger Walzer. Da zuckte es durch den ganzen Körper des Kleinen, und nach dem Takte des über ihm sich bewegenden Fächers begann das Ding gar lustigen Tanz und warf die Beinchen in den wunderlichsten Stellungen nach allen Seiten.



„Ach ich weiß, wie er das macht“, rief Gretchen Naseweis, „er hat doch einen Faden am Fächer und daran hängt der Mann.“

Der Japanese schien etwas deutsch zu verstehen, denn er lächelte gutmüthig und nahm den verdächtigen Fächer schnell unter den Arm. Das Männchen aber tanzte ruhig weiter. Alles lachte und klatschte, Gretchen auch. Da legte der Künstler den offenen Fächer unter die Füße des Tanzenden, zog ihn wieder hervor und durchfuhr die Luft über, vor und hinter der Figur — der kleine Mann tanzte ruhig weiter, setzte sich nieder, stand auf und tanzte wieder. Auf einmal machte er einen gewaltigen Sprung in die Luft — und aus war der Tanz. Der monsieur le Japonais beugte sich, die Thür schloß sich und die Vorstellung war zu Ende.

„Bravo, bravo! Frig! raus!“ rief Alles unter fortwährendem Händeklatschen. Der Bescheidene kam aber nicht. Anstatt seiner erschien der Ausrufer. „Meine 'Err“, sagte er, „lassen danken vor güttliches Beifall. Sulegt bin id so frei mit su recommandir für ein klein douceur, was is bestimmt for eine

ganz pauvre Knab, was 'at kein Sparbüchß und is auf gar nix drin." Dabei hielt er den anwesenden Herren seine leere Sparbüchße mit komischem Kratzfuß vor.

Er erntete viel. Papa legte noch etwas zu dem Gelde, welches für einen armen hilfsbedürftigen Mitschüler zu einer Beisteuer bei Beschaffung von dessen Confirmationsanzug bestimmt war und unter Beirath der Aeltern dazu auch verwendet wurde. So hatten die Knaben nach verschiedenen Seiten hin Freude bereitet.

Jetzt laßt uns zusehen, wie Fritz es anfang, die so schwierig scheinenden Kunststücke auszuführen.

Zu dem ersten derselben hatte er vor allem ein Kostüm zu beschaffen, wobei Lieschen helfen mußte. Aus altem Vorhangzeug wurde eine Art von Sach hergestellt, aus dessen Boden der Kopf und auf beiden Seiten durch Löcher die Arme heraus gestreckt werden konnten. An letztere — und das gab den Haupteffekt — nähte Lieschen ein paar rothseidene Taschentücher des Vaters, der ihr dieselben nur unter der Bedingung lieh, ja nichts zu zerschneiden oder zu zerlöchern. Lieschen wußte aber sehr gut damit umzugehen und ein paar prächtige weite, japanesische Aermel daraus zu fabriciren. Nun waren noch Schuhe zu schaffen. Hier wußte Fritz sich zu helfen. Er zog über seine Strümpfe noch ein paar wollene graue, die von Lieschen nach Vorschrift mit bunten Bändern benäht wurden. Einen Fächer hatte er aus einem sehr großen Bogen Papier gefaltet und mit Bildern aller Art bemalt und beklebt. Dabei übte er sich im Reitzen der bewußten Schmetterlinge, und zwar so,

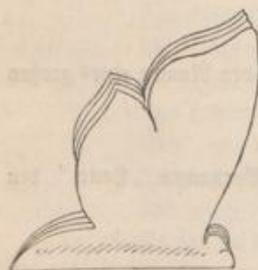


Fig. 1.

daß er stets zwei derselben zugleich herstellte. Nebensiehende Abbildung, Fig. 1., zeigt, wie und wodurch er dieß hervorbrachte. Die Erfahrung belehrte ihn, daß nur sehr dünnes, weißes Seidenpapier für sein Kunststück tauglich war und die Schmetterlinge nicht zu groß ausfallen durften, weil sie sonst wegen ihrer Schwere nicht gut flogen. Mit einem ganz kleinen Tröpfchen dickflüssiger Gummi-arabicum-Lösung wurden jetzt zwei der bestgerathenen Falter an den äußersten Enden von zwei circa 40 Centimeter langen Frauenhaaren festgeklebt, deren andere Enden ebenso an zwei verschiedenen Stellen des oberen Fächerandes befestigt wurden. Dieß geschah jedoch so, daß die Schmetterlinge beim nachher stattfindenden scheinbaren Fluge nicht mit einander in Verwickelung kommen konnten. Fritz übte sich sehr leicht darauf ein, die gefesselten Schmetterlinge durch den Luftzug stets so zu bewegen, daß sie das Ansehen hatten, als ob sie flogen. Niemals durften sie bewegungslos herunterhängen oder aussehen, als ob sie vom Fächer nachgezogen würden. Ein Hauptstudium verwendete er darauf, den am Boden sitzenden Schmetterling

wieder aufwärts zu webeln und ihn alsdann bis zur Blumenvase oder zum Blumenstock mit wirklichen oder nachgemachten Blumen zu jagen. Wer hierbei nicht vorsichtig ist, der verräth leicht sein ganzes Geheimniß.

Vor der Vorstellung schminkte sich der Japanese. Er bediente sich hierzu der bekannten, sehr billigen Stubenmalersfarbe, Goldocker genannt, von der er eine Prise trocken auf dem Gesichte verrieb. Die Farbe ist nicht giftig und sehr leicht wieder abzuwaschen. Die Augenbrauen und Augenlider malte Karl seinem Freunde mit einem Stück an der Spitze feucht gemachter schwarzer Tusch. Auf Fig. 2 ist diese Malerei durch horizontale Schraffirung angedeutet.



Fig. 2.

Die beiden an Haaren befestigten Schmetterlinge waren vor der Production in den Falten des Fächers, und zwar auf der vom Zuschauer abgewendeten Seite, mit ein wenig Wachs leicht angeklebt. Fritz formte die beiden neuen Falter während der Vorstellung, nur um sein Publicum zu täuschen. Als er den ersten scheinbar auf den Fächer setzte, ballte er die eben gefertigten zarten Finger unbemerkt zu einem kleinen Knauel zusammen, der später unbeachtet zur Erde fiel. Dabei löste er aber geschickt einen der mit Wachs befestigten Stellvertreter vom Fächer los, welcher nun vortrefflich flog; ebenso später den anderen. Das Spiel mit zwei Schmetterlingen darf nicht zu lange dauern, weil dabei leicht etwas mißlingt.

Die Production des tanzenden Männchens verlangt eine Vorbereitung, wie sie durch Fig. 3 deutlich gemacht wird. An der einen, vom Publicum abgewendeten Seite der Thürpfoste ist, genau nach der Größe des aufzuhängenden Männchens abgepaßt, ein schwarzer Seidenfaden mittelst eines

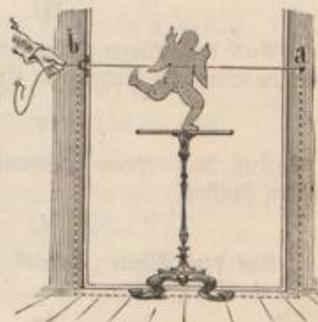


Fig. 3.

kleinen Nagels in der durch a bezeichneten Höhe befestigt. Die punktirte Linie zeigt, wie der Faden vor dem Einrücken des Tisches liegen muß, damit die kleinen Künstler unbehindert die Thür passiren können. Bei b ist nun der Faden durch eine kleine Drahtschlinge hindurch geleitet und das Fadenende so angebracht, daß es von Karl sofort gefunden werden kann. So wie beide Knaben sich wieder außerhalb der Thür in der Nebenstube befinden, zieht Karl den Faden straff an, Fritz stellt das Tischchen unterhalb des unsichtbaren Fadens auf und stemmt den Fächer senkrecht auf die Tischplatte, scheinbar um das Männchen dagegen zu lehnen, eigentlich aber nur um den auch für ihn fast unsichtbaren Faden zu fühlen. Bei dem nun erfolgenden Aufstellen des Männchens giebt er genau Acht, daß

er den Körper desselben vor den Faden, die beiden Hängeärmel aber dahinter bringt, wodurch das Zwerglein scheinbar auf den Füßen steht, in Wahrheit aber am Faden hängt. Nun ließ Karl den Hampelmann lustig tanzen, indem er hinter der Thür stehend am Faden leise zuckte. Er nahm sich dabei recht in Acht,

damit der ausgespannte Faden nicht zerriß noch das Männchen durch einen zu kräftigen Ruck vom Faden herabfiel.

Darin bestand die ganze Zauberei. — Versucht die hübschen Kunststücke nun auch!



von

Robert Löwike.

Geographische Räthselfragen.

(Fortsetzung.)

Bildet durch Umstellung der Buchstaben

I.

Aus dem Worte „Salbe“ eine Stadt in der Schweiz.

II.

Aus dem Worte „Abend“ den Namen eines Großherzogthums.

III.

Aus dem Worte „Augen“ den Namen einer bekannten Stadt im Süden von Europa.

IV.

Aus dem Worte „Schwiele“ den Namen eines großen Flusses.

V.

Aus dem Worte „Streit“ den Namen einer Stadt am adriatischen Meere.

VI.

Aus dem Worte „Eisen“ den Namen eines großen Flusses.

VII.

Aus dem Worte „Grubenbrand“ eine Stadt in einer preussischen Provinz gleichen Namens.

VIII.

Aus dem Worte „Blaene“ den Namen einer Stadt in Italien.

IX.

Aus dem Worte „Seil“ den Namen eines bekannten Flüsschens im Oberharz.

X.

Aus dem Worte „Kobbe“ den Namen eines großen Nebenflusses der Oder.

XI.

Aus dem französischen Vornamen „Henri“ den Namen eines großen Flusses.

XII.

Aus dem Worte „Armen“ den Namen eines bedeutenden Nebenflusses der Seine, und durch eine andere Umstellung den Namen eines bekannten Badeortes in Tyrol.

Anflösung der Räthsel in vorigem Heft.

I. Räthsel von Robert Löwike.

1. Ohr.

2. „D“.

3. Maktone.

II. Räthsel von C. Schott.

1. Klagelieder.

2. Blume.



# Räthsel.

Von Georg Scherer.

1.

Es steckt ein Bündlein Hen auf der Stange,  
Dran fressen zehn hungrige Schäflein so lange,  
Bis alle Hälmdchen verzehret sind.  
Was sind das für Schäfchen? Ei, rathe geschwind.

2.

Des Nachts, zumal zur Winterszeit,  
Wenn's draußen stürmt und friert und schneit,  
Erhellst es dir dein Stübchen  
Mit seinem milden Schein.  
Und nimmst du seinen Kopf auch fort  
Und fügst ihn hinten an das Wort —  
Es bleibt sich gleich, mein Bübchen.  
Nun rath', was mag das sein?

3.

Thu auf nun dein Mäulchen,  
Sag', was ich ergreif':  
Ein eisernes Gänlchen  
Mit flächsernem Schweif.  
Sieh, wie durch das Dunkel  
Der Höhlen es schlüpft,  
Sieh', wie mit Gesunkel  
In die Lüste es hüpf.  
Und willst du es führen,  
So faß' es klug an,  
Sonst wirst du gleich spüren  
Seinen spitzigen Zahn.

4.

Kommen sie,  
So kommen sie nicht;  
Kommen sie aber nicht,  
So kommen sie.  
Besser ist's, sie kommen nicht  
Und kommen doch,  
Als daß sie kommen  
Und nicht kommen.

5.

Auf weißem Feld  
Sind zwei gesellt:  
Sie gehen leis  
Herum im Kreis,  
Der große schnell,  
Der kleine träg,  
Verkünden hell  
Oft ihren Weg.  
Sie zählen ein  
Geschenk dir zu,  
Das brauche fein!  
Es flieht im Nu.

6.

Ein brauner Prinz vom Mohrenlande,  
Geboren in der Sonne Gluth,  
Geraubt wer weiß von welcher Bande,  
Und abgeschägt wie feiles Gut,

Durchzieht die Wüste auf Kameelen  
Hält Abends Raft im kühlen Zelt,  
Und hört im bunten Kreis erzählen  
Die schönsten Märchen von der Welt.

Verkauft wird er am Meeresstrande,  
Man schiffet ihn ein, man löst ihn aus;  
Nun gründet er im fernsten Lande  
Sich einen Thron in jedem Haus.

Die Feuer- und die Wasserprobe  
Muß er bestehn, der edle Mohr;  
Doch wie es siede, wie es tobe  
Um ihn — er geht geklärt hervor.

Heil ihm! Denn schon ist sie gefunden,  
Die zartste Nymphe, weiß von Haut,  
Und durch ein süßes Band verbunden  
Wird ihm die anspruchlose Braut.

Schon steigen in des Prinzen Namen  
Wohlrüche um sein silbern Dach  
Und locken lieblich Herrn und Damen  
Zum Fest in's duftige Gemach.

## Anflösung der Knackmandeln in vorigem Hest.

Von

Robert Löwike.

- I.  
Die gedachte Zahl heißt 37.
- II.  
Der gefuchte Bruch heißt  $\frac{1}{7}$ .
- III.  
Die ursprüngliche Zahl heißt 4747.
- IV.  
Die gefuchte Zahl heißt 37037.
- V.  
Die Zahl 13.
- VI.  
Die beiden unter einander geschriebenen Zahlen heißen  
93  
27

- VII.  
Die drei unter einander geschriebenen Zahlen heißen  
4  
98  
485

- VIII.  
Die drei gefuchten Brüche heißen  $\frac{1}{3}$ ,  $\frac{4}{5}$ ,  $\frac{2}{3}$ .

IX.  
Folgende Zahlen erfüllen die Bedingungen der Aufgabe. Doch bleibt die Möglichkeit noch anderer Auflösungen nicht ausgeschlossen.

$7\frac{1}{3}$ *)	$9\frac{8}{17}$	$8\frac{3}{4}$	$7\frac{1}{5}$
$2\frac{1}{5}$	$\frac{2}{3}$	$1\frac{1}{5}$	$2\frac{1}{3}$

\*) Diese erste Auflöfung von Herrn J. E. aus Prag ist uns zugleich mit der Knackmandel freundlichst zugefandt.

## Der tapfere Hans.

Von

A. Trojan.

Original-Zeichnung von D. Pletsch.



Er trug den Milchtopf übers Feld,  
Der Hans, kühn und verwegen.  
Da kam ein Hündlein her gebellt  
Und hatt' etwas dagegen.

Das Hündlein, voller Grimm und Tüd',  
Wollt' ihm den Weg versperren;  
An seinem einz'gen Kleidungsstück  
Thät es den Hansel zerren.

Der aber — durch das ganze Land  
Soll jetzt sein Lob erschallen —  
Zwar bangt' ihm sehr, doch hielt er Stand  
Und ließ den Topf nicht fallen.

Nun fragt euch doch einander all',  
Ihr Jungen und ihr Alten:  
Wer unter euch in gleichem Fall  
Hätt' sich so brav gehalten?